

Unter den Sternen

Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit

erzählt von
Freunden und Förderern
des Volksbundes
Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.



Inhalt

<i>Vorwort</i>		8
----------------	--	---

<i>Kapitel I</i>	<i>Weihnachten an der Front</i>	11
-------------------------	--	-----------

<i>Joachim Wollert</i>	<i>Ein Pastor in Stalingrad</i>	12
<i>Hans Heintel</i>	<i>Weihnachten bei Matka</i>	17
<i>Willi Wunsch</i>	<i>Deutsch-polnische Weihnacht</i>	22
<i>Arno Sonntag</i>	<i>Der entwaffnende Weihnachtsbaum</i>	24
<i>Alois Fortmaier sen.</i>	<i>Streuselkuchen und Läuse</i>	26
<i>Fernando Waßner</i>	<i>Feldpostbrief</i>	28
<i>Konrad Schaupp</i>	<i>Weihnachten 1914</i>	31
<i>Toni Koch</i>	<i>Bahnhof Fastow, Ukraine, 24. Dezember 1942</i>	32
<i>Frieda Stück</i>	<i>Weihnachten mit Schwerstverwundeten</i>	34
<i>Karl Hemmerich</i>	<i>Das wiedergeschenkte Augenlicht</i>	36
<i>Karl-Erich Frevert</i>	<i>Weihnacht</i>	39
<i>Ewald Schill</i>	<i>Waldweihnacht in Sandagerhus</i>	40
<i>Joachim Scholz</i>	<i>Die Freundin des Hauptmanns</i>	44
<i>Franz Hauser</i>	<i>Stille Nacht im Bombenhagel</i>	48
<i>Friedrich von Eynern</i>	<i>„Lied aus!“</i>	51
<i>Rudolf Müller</i>	<i>Ein Besuch am Heiligen Abend 1943</i>	54

<i>Kapitel II</i>	<i>Kriegsgefangenenweihnacht im Westen</i>	57
--------------------------	---	-----------

<i>Dr. Wolfgang Selzer</i>	<i>Christmette auf dem Mont St. Michel</i>	58
<i>Hermann Kiss</i>	<i>Brief aus der Gefangenschaft</i>	62
<i>Karlwerner Eiser</i>	<i>Geschenke, die vom Himmel fielen</i>	64
<i>Heinz Pfälzer</i>	<i>Weihnachten hinter Elektrozaun und Stacheldraht</i>	70
<i>Ullrich Gaffry</i>	<i>Weihnachten 1945 im Schlaraffenland</i>	74

<i>Inge Meyer</i>	<i>Vorgezogene Bescherung</i>	155
<i>Arnold Becker</i>	<i>Kein Weihnachtsbaum?</i>	158
<i>Helmut Baumann</i>	<i>Familie auf Zeit</i>	161
<i>Prof. Dr. Jürgen Fangmeier</i>	<i>Glückliche Bewahrung</i>	164
<i>Friedrich Bredtmann</i>	<i>Mit Hilfe der Sterne</i>	166
<i>Hilda Birnbaum</i>	<i>Heiligabend 1944 – quälende Fragen</i>	168

Kapitel V	Weihnachten in der Fremde	171
------------------	----------------------------------	------------

<i>Rudolf Mück</i>	<i>Weihnacht in der Kinderlandverschickung</i>	172
<i>Adolf Meyer</i>	<i>Es war so arm wie wir ...</i>	175
<i>Johanna Anderka</i>	<i>Wenn das Licht kommt</i>	176
<i>Hanna Krohns</i>	<i>Mohnklöße</i>	180
<i>Erna Wetzell</i>	<i>Schutz durch Leid</i>	183
<i>Johanna Rieger</i>	<i>Klaus</i>	186
<i>Ingried Bay</i>	<i>Weihnacht 1945 in einem fränkischen Pfarrhaus</i>	188
<i>Maria-Theresia Kollenda</i>	<i>Beschwerlicher Weg zur Christmette</i>	191

Kapitel VI	Weihnachten in der Nachkriegszeit	195
-------------------	--	------------

<i>Franz Prox</i>	<i>Wie meine Schwester und ich einen Weihnachtsbaum organisierten</i>	196
<i>Gisela Grob</i>	<i>Die Schuhe des Christkinds</i>	200
<i>Ruth Nikolay</i>	<i>Ein zurückgewiesenes Geschenk</i>	203
<i>Josef Erath</i>	<i>Heiliger Abend nach dem Krieg</i>	206
<i>Hans R. Waldt</i>	<i>Das Weihnachtskaninchen</i>	210
<i>Marieluise Müller</i>	<i>Weihnachten 1945</i>	212
<i>Gerta Haas</i>	<i>Die frohe Botschaft</i>	214
<i>Paul Baltes</i>	<i>„Weihnachten sind wir zu Hause!“</i>	217
<i>Otto Hartmann</i>	<i>Späte Heimkehr</i>	222
<i>Sonja Flatow</i>	<i>Röschen</i>	226
<i>Margret Hatting</i>	<i>Die Botschaft der Weihnachtsnacht</i>	228

<i>Alphabetisches Autorenverzeichnis</i>	232
<i>Bisher in unserer Volksbund-Buchreihe erschienen</i>	234
<i>Autorenbuchreihe „Erzählen ist Erinnern“</i>	236
<i>Impressum</i>	238
<i>Die Illustratorin</i>	239

Vorwort

Schon wieder Weihnachten? Wir haben doch gerade noch bei der Fußballweltmeisterschaft mitgefiebert, haben entdeckt, dass man die deutsche Fahne heraushängen darf, ohne als unverbesserlicher Nationalist beschimpft zu werden, gerade noch haben wir uns über die schönen Spätsommertage gefreut ... und nun, schon wieder Weihnachten?

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht. Für mich ist Weihnachten das wichtigste und schönste Fest des Jahres, und auch als Erwachsener erlebe ich immer etwas nach von den schönen Weihnachtsfesten, die ich als Kind und Jugendlerner in der Familie erleben durfte. Meine Frau und ich haben versucht, das unseren Kindern zu vermitteln, und es sieht so aus, als ob es uns gelungen wäre. So werden wir auch in diesem Jahr sicher wieder ein schönes, friedliches Weihnachtsfest im Kreis der Familie verbringen können. Das wünsche ich auch allen unseren Leserinnen und Lesern, allen Menschen von Herzen, für die wir dieses Buch gemacht haben.

Und doch, trotz aller Vorfriede: In die Gedanken an Weihnachten mischt sich ein Tropfen Bitterkeit. Denn auch zu Weihnachten 2006 wird irgendwo auf der Welt geschossen, gebombt, gemordet werden. Dieses Weihnachtswunder, dass wirklich alle Waffen ruhen, aller Hass aufhört, das wird uns, realistisch betrachtet, wohl nie beschieden sein.

Am Weihnachtstag 2005 veröffentlichte eine deutsche Tageszeitung auf ihren Internetseiten eine kurze Betrachtung über die Geschichte der Weihnachtsgeschichte. Auch die „Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit“ des Volksbundes wurden erwähnt. Der Autor vermisst hier einen politischen Kontext, der deutsche Gemütlichkeitstraum werde samt Tannenbaum-Ersatz idealisiert, Weihnachten sei die Chiffre der guten alten Zeit. Bei der Vorbereitung dieses Buches habe ich versucht, zu verstehen, was der Zeitungs-

journalist meint, ob es zutrifft, was er schreibt. Doch ich kann es in den Texten nicht wiedererkennen. Vielleicht habe ich ihn einfach nicht verstanden. Bitte machen Sie sich selbst ein Bild!

Die Geschichten, die unsere Freunde und Förderer für dieses Buch aufgeschrieben haben, erzählen von ganz persönlichen, ganz besonderen Weihnachtstagen. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten von ihren Erlebnissen im Krieg, an den Fronten, in der Heimat, aus der Gefangenschaft. Sie sind nicht schöngefärbt. Sie vermitteln keine Friedensidylle, keine großen Weihnachtswunder mitten im Krieg, in Not und Elend. Manche, insbesondere die im Anfang des Krieges entstandenen Gedichte, zeigen Siegeshoffnung. Ganz anders klingen die gegen Kriegsende entstandenen Texte.

Aber wir spüren es: Auch dort, wo Weihnachten gleichsam abwesend ist, wo kein Frieden ist, wo dieser besondere Tag nur ein Tag ohne Friedenshoffnung ist wie die anderen furchtbaren Tage in dieser Zeit, ist es präsent. Auch im Negativ erkennen wir das Original. Auch wo Krieg ist, erkennen wir den Frieden. Gerade dort erfahren wir seinen wahren Wert.

Die Geschichten von damals enthalten auch eine Botschaft für die heutige Zeit. Ein Blick in dieses Buch kann zu dieser Erkenntnis verhelfen. Für den Frieden zu arbeiten, sich überall dafür einzusetzen, auch im Kleinen den Frieden zu leben und vorzuleben – das ist der politische Kontext des Weihnachtsfestes, damals wie heute. *

KAPITEL I

Weihnachten an der Front

Ein Pastor in Stalingrad

Unser Pastor kam im Sommer 1950 aus russischer Gefangenschaft zurück. Er hatte den Krieg von Anbeginn mitgemacht, er hatte die Truppe 1938 in der Tschechoslowakei betreut, später in Polen und dann den Russlandfeldzug miterlebt, bis er 1943 mit der 6. Armee im Kessel von Stalingrad gefangen genommen wurde.

Es ging ihm bei der Rückkehr gesundheitlich nicht gut. Er hatte die Zeit der Gefangenschaft fast ausschließlich in einem Arbeitslager verbracht, hatte, ohne Rücksicht auf seinen Status, schwer körperlich arbeiten müssen, bis er, erkrankt, das letzte halbe Jahr in einem Lazarett verbrachte, bevor man ihn in Richtung Heimat abschob.

Auf der Straße wurde er oft angesprochen, nach seinen Kriegs- und Gefangenschaftserlebnissen gefragt. Er sagte nur, es gehe ihm gut, in der Heimat und bei der Familie noch besser, er erhole sich zusehends und strebe danach, möglichst schnell sein Amt als Gemeindepastor wieder aufnehmen zu können und sein Gotteshaus bauen zu dürfen. Unsere Kirchengemeinde besaß zu dem Zeitpunkt lediglich ein Pastorat und Gemeindehaus. Zu Festgottesdiensten gingen wir in einen anderen Ortsteil, in dem eine Kirche aus dem 17. Jahrhundert, noch heute ein Schmuckstück alter Kirchenbaukunst, stand.

Der Sommer verging. Im Herbst wurde unser Pastor wieder in sein Amt eingeführt. In Gesprächen vertröstete er die Gemeinde stets auf Weihnachten. Es kam die Adventszeit. Nur selten war die Kirche in der letzten Zeit so besucht gewesen wie in diesem Jahr. Stets fand der Pastor die richtigen Worte der Versöhnung und des Trostes, was für uns alle in jener Zeit so wichtig war.

Wir rüsteten auf das Weihnachtsfest, das sich mit großen Schritten und der damit verbundenen Aufregung, aber auch der dazugehörigen Liebe und Zuneigung näherte.

Es kam der Heilige Abend. Die Hektik steigerte sich ins Grenzenlose, bis uns die Kirchenglocken zum Gottesdienst mahnten. Es war die perfekte Vorweihnachtszeit gewesen. Schnee hatte sich eingestellt. Der Weg zur Kirche war ein Traum, eben so, wie das Jahr oder auch das Leben nur wenige Stunden oder Tage an Schönheit bereithält. Wir gingen der untergehenden Sonne entgegen, die einen rosa-violettfarbenen Schein über den Himmel warf und die ganze Umgebung in eine Traumlandschaft verwandelte; die Bäume zeichneten sich scharf gegen den Himmel ab.

Die Kirche füllte sich schnell. Die Menschen besetzten die Gänge zwischen den Bankreihen, mussten stehen, einige fanden einen bescheidenen Platz auf den Stufen zum Altar oder zur Kanzel. Das Kirchenschiff war äußerst schlicht geschmückt, eigentlich wie an jedem Sonntag, nur links und rechts des Altars standen je ein wunderschöner Tannenbaum, als Baumbehang Lametta, Strohsterne, rotwangige Äpfel, Kringel und Wachskerzen, viele, viele Kerzen, die den Altarraum sanft beleuchteten. Draußen war es inzwischen ganz dunkel geworden.

Eigentlich erlebten wir den ganz normalen Ablauf eines Vespergottesdienstes, das Orgelvorspiel – Variationen zu „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich“ –, danach sang die Gemeinde „Vom Himmel hoch“, es folgten Gebet und die Lesung der Epistel, das Halleluja.

Nun sollte die Lesung der Weihnachtsgeschichte folgen. Aber unser Pastor, nachdem er die Kanzel bestiegen hatte, zog aus der Tasche seines Talars einen weißen Kerzenstummel, befestigte ihn umständlich oben auf dem Handlauf in der Nähe des Leseputles und zündete ihn mit einem Streichholz, das er zur Hand hatte, an. Er begann eine Erzählung, deren Länge der Lebensdauer des Kerzenstummels entsprach.

Im Sommer 1942 war er mit der Truppe nach Stalingrad gekommen und hatte dort die Kämpfe um die und in der Stadt mitgemacht. Straßenkämpfe, Kämpfe von Haus zu Haus, von Keller zu Keller waren an der Tagesordnung gewesen. Besonders heftige Kämpfe hatte es im Dezember gegeben. Die deutsche Truppe hatte hohe Verluste hinnehmen müssen.

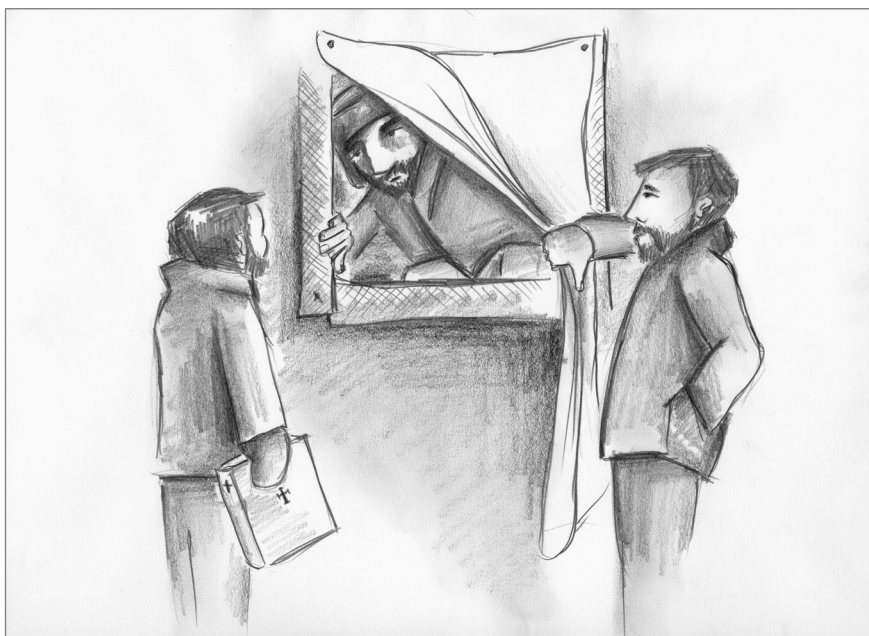
Am 24. Dezember bestand der Trupp, dem er angehörte, noch aus zwölf Soldaten ohne Führung, der älteste von ihnen 24 Jahre alt, und dem Pastor. Den ganzen Tag über verbrachten sie in einem eingestürzten Keller ohne große Kampfhandlungen. Der Zugang zum Keller ging über eine halbverschüttete Treppe. An einer Seite des Kellers befanden sich zwei Fenster, die die Soldaten zeitweise mit Zeltplanen zuhängten, um sich gegen die Kälte, aber auch gegen Einsicht von draußen zu schützen.

Von ihrem Proviant war nicht viel übrig geblieben. Die Versorgungslinie war vom Feind gestört worden, so dass sie am heutigen Tag auf ihre Notrationen zurückgreifen mussten. Es gab noch etwas Kommissbrot, etwas Dosenfleisch, Kekse und schwarzen Tee. In der Mitte des Raumes hatten sie ein kleines Feuer entfacht, um nicht aufzufallen. Hier bereiteten sie sich warmes Wasser für ihr Getränk und für die Feldflaschen, an denen sie sich wärmen konnten. Holz war ausreichend vorhanden, es war von der Decke zwischen die Trümmer gefallen.

Als es dämmrig wurde, setzten sie sich zu einem stillen Gebet im Kreis um das Feuer. Der Pastor holte aus seinem Gepäck eine Bibel und einen Kerzenstummel, den er besonders für diesen Abend aufgehoben hatte. Er zündete den Kerzenstummel an, der dem Raum etwas mehr Licht verlieh, und begann, die Weihnachtsgeschichte zu lesen.

Rundherum war es totenstill. Es war kein Laut zu hören. Nicht einmal die Ratten, die tagtäglich ihre Begleiter waren, waren heute auszumachen. Nur die Stimme des Pastors trug die Worte aus der Heiligen Schrift durch den bescheidenen Raum.

Nachdem er geendet hatte, stimmten sie einige Weihnachtslieder an. Bei dem „Stille Nacht“ wurde vorsichtig die Zeltplane vor einem der Fenster zurückgeschlagen. Es erschienen einige dunkle bärtige Gesichter im Türrahmen – Russen! Schon wollten einige Soldaten zu den Maschinenpistolen greifen, aber der Pastor beschwichtigte sie, stand auf, ging allein die Treppe nach oben, und nach einem kurzen Wortwechsel kam er mit fünf Männern, die ihre Waffen oben abgelegt hatten, zurück. Die Fünf setzten sich ohne Arg



zwischen die Deutschen. Sie reichten sich die Hände. Einer zog aus seinem Proviantbeutel eine Flasche Wodka, öffnete sie, trank den ersten Schluck und ließ darauf die Flasche kreisen.

So gut es ging begannen sie ein Gespräch auf Russisch und Deutsch, Lateinisch und Englisch. Sie erzählten von ihren Eltern, ihren Familien, von ihren Frauen und Kindern, die sie, bedingt durch den Krieg, so lange nicht gesehen hatten, die alles verloren hatten. Es gab kein Zeichen des Hasses in den Gesichtern. Manchmal flog auch ein Lächeln von Mann zu Mann über die schmutzigen, bärtigen Antlitze, denn in dieser Stunde der Gemeinsamkeit waren sie nicht Feinde, sie waren Menschen, Erdenbürger, Christen, die sich verstanden, die ihre Nöte und Sehnsüchte kannten und nicht von Ideologien verhetzt und getragen wurden. In dieser Nacht ruhten auf beiden Seiten die Waffen.

Der Kerzenstummel war längst heruntergebrannt. Nur ein spärliches Feuer beleuchtete noch den Raum, der Flascheninhalt ging auch zur Neige, als die Russen aufstanden und sich mit einem Händedruck des Dankes verabschiedeten. Für einen Moment hatten sie Völkerfreundschaft praktiziert.

Die Soldaten des Trupps begaben sich auch zur Ruhe, rollten sich in ihre Decken ein und versuchten, etwas Schlaf zu finden, denn die vergangenen Tage und Wochen waren anstrengend genug gewesen. Die Ungewissheit ihres Lebens lag vor ihnen, morgen würde wieder ein anderer Tag sein.

Während der Dauer dieser Erzählung war es auch in unserer Kirche still gewesen, so still, man hätte eine Feder zu Boden gleiten hören können. Unser Pastor hatte während der ganzen Zeit seinen Blick nur auf das Licht gerichtet, er hatte Tränen in den Augen. Reihum in den Gesichtern der Gläubigen war Betroffenheit, ja Mitgefühl zu lesen, zu wenig vergessen waren die Schrecken des Krieges, denn wir schrieben das Jahr 1950, und es waren gerade fünfeinhalb Jahre seit Kriegsende vergangen.

Wir beendeten den Gottesdienst mit einem Vaterunser und dem Weihnachtslied „O du Fröhliche“. Danach strebte jeder still seinem Zuhause entgegen, zu beeindruckend war dieser Gottesdienst gewesen.

Wir jungen Leute hatten allerdings recht bald diese Andacht verdrängt, zu wunderbar war das vor uns liegende, noch so unbeschwertere Leben voll jeder Hoffnung. Erst nach mehr als fünfzig Jahren, wo ich zur Ruhe gekommen bin, erinnere ich mich bewusst an diese Stunden.

Unser Pastor führte mich noch während zweier Jahre durch den Konfirmandenunterricht. Im Jahre 1952 konfirmierte er eine Gruppe aufstrebender junger Menschen, vierzig junge Mädchen und junge Männer. Er verstarb im gleichen Jahr an den Lasten und Leiden, die er aus Krieg und Gefangenschaft mit heimgebracht hatte. Es war ihm nicht vergönnt gewesen, sein Gotteshaus in unserem Heimatort bauen zu dürfen. *

Weihnachten bei Matka

Der Tag war grau und diesig gewesen; die Sonne vermochte nicht durchzudringen. Vom frühen Morgen an herrschte in unserem kleinen Kreis, einem Entstörungstrupp der 3. Kompanie Luftgau-Nachrichtenregiment Charkov, eine fast festlich-feierliche Stimmung. Störungen an den Fernsprech- und Fernschreibleitungen waren keine gemeldet, somit war draußen in der Kälte nichts zu tun. Uns war es recht, denn die Temperatur lag immerhin so um die zwanzig Grad unter Null.

Drinnen in unserem Häuschen, genau gegenüber vom Bahnhof Rossosch, war es behaglich warm. Matka stand am Ofen und briet eine von zweien unserer Gänse; ich meine, es war die mit dem grauen Fleck am Hals. Es war die fetteste; Matkas Pfanne war fast zu klein dafür. Geschäftig lief das Weiblein hin und her. Mochte sie auch innerlich über die bösen Germanskis schimpfen, äußerlich zeigte sie's nicht. Für uns war sie die Matka, die auch wie eine Mutter für die acht Männer in den fliegerblauen Uniformen sorgte.

Die Matka! Eigentlich hieß sie Natalia Grigorjewna Krotowa und hatte früher eine kleine Schenke für Arbeiter und Fuhrleute besessen. Wir haben nie herausgefunden, wie das unter dem Sowjetregime möglich gewesen war, wo doch alles angeblich dem Staat gehörte. Als die Deutschen kamen, war Matkas Ehemann davongelaufen. Sie aber war geblieben, und aus der kleinen Straßenschenke wurde ein Quartier für deutsche Landser.

Wovon Matka lebte, wusste niemand. Wir meinten, von uns und unserer Verpflegung. Sie war eine jener Lebenskünstlerinnen, von denen es im russischen Volk ja viele gab und gibt. Und Matka wusste auch, wie und wo man „etwas beschaffen“ konnte, ob es junge Hühnchen waren, Kartoffeln oder Zuckerrüben. Matka besorgte uns im Laufe der Zeit sogar ein spindeldürres Panjepferdchen, das wir bei dem tiefen Schnee zum Ziehen unseres kleinen Schlittens mit den schweren Kabelrollen und dem anderen Material gut brauchen konnten.

Matka wusste auch Schnaps zu beschaffen, Rübenschnaps, der einen undefinierbaren Geruch verströmte, den man wie Wasser trinken konnte, der es aber nach einem bestimmten Quantum „in sich“ hatte. Die Wirkung war von ungeahntem Ausmaß.

Ja, das war unsere Matka, die jetzt am Herd stand. Über ihr rundes, gutmütiges Gesicht lief der Schweiß, denn sie legte ihre ganze Aufmerksamkeit auf das gute Stück in der Pfanne. Hin und wieder – ich sah's genau – stupste sie einen Finger ins goldgelb glänzende Fett, um ihn dann geradezu voller Inbrunst abzulecken.

Und dann war da noch Natascha, der dienstbare Hausgeist, der für geringen Lohn immer und zu jeder Zeit für jede Arbeit zu haben war. Natascha, das alte Mädchen mit der Gurkennase im pausbäckigen Gesicht, das wie eine zerkochte Kartoffel aussah, hatte einen nur kleinen Geist und ertrug den Schabernack, den Gefreiter Mayer Drei gelegentlich mit ihr trieb, mit einem verschämten Lächeln. Die herzensgute Seele hatte nur einen Feind, das war unser Sutschok, ein Mopspudeldackelpinscher, den auch Matka nicht ausstehen konnte.

Als ich die kleine Kiefer, die wir in Ermangelung eines Tannenbäumchens aufgestellt hatten, mit ein paar einfachen Pfefferkuchen aus der letzten Zuteilung an Marketenderware behängte, dazu ein paar in Stanniol verpackte Süßigkeiten, Watte und einige Fäden Lametta, die einer von uns in seinem winzigen Weihnachtspäckchen gefunden hatte, da standen Matka und Natascha mit offenen Mündern da. Mit runden Augen schauten sie mir zu; es war offenbar ein kleines Wunder für sie. O Sowjetstaat, was hast du aus deinen Untertanen gemacht, sinnierte wohl der eine oder andere unter uns, die wir doch den Tannenbaum als nicht wegzudenkendes Attribut des Heiligen Abends von Kind auf kannten.

Der restliche Tag verging ohne Störung und für mich in der Erinnerung an die Erwartung, die sich immer einstellte, wenn Vater daheim im Weihnachtszimmer verschwand und nach geraumer Zeit uns Kinder mit einem Glöckchen in der Hand hereinrief. Wie lange war das schon her? Am Nachmittag lief ich noch einmal hinüber zur Fliegersiedlung, um nach

Zeitungen zu fragen. Ohne solche zu erhalten, blieb ich doch etwas länger und handelte mir beim Zurückkommen die Vorwürfe meiner Kameraden ein, die ungeduldig auf Matkas Gänsebraten mit Bratkartoffeln warteten, und auf einige „geistige Getränke“ dazu – ebenfalls aus Marketenderbeständen.

Wir aßen mit Appetit, und danach gab es eine kleine Bescherung, wiederum Marketenderware, von uns selbst bezahlt und von mir erst kürzlich im Rahmen einer Dienstreise zur Kompanie aus Charkov mitgebracht. Noch heute, über sechzig Jahre danach, besitze ich die Liste mit den Namen meiner damaligen Kameraden und ihren kleinen Wünschen, denn der Wehrgeld war knapp und ließ nur das Allernotwendigste zu. Ich hatte mir aus der Frontbuchhandlung, quasi als Eigengeschenk, den „Tor Wildenhain“ von Robert Gehrke mitgebracht.

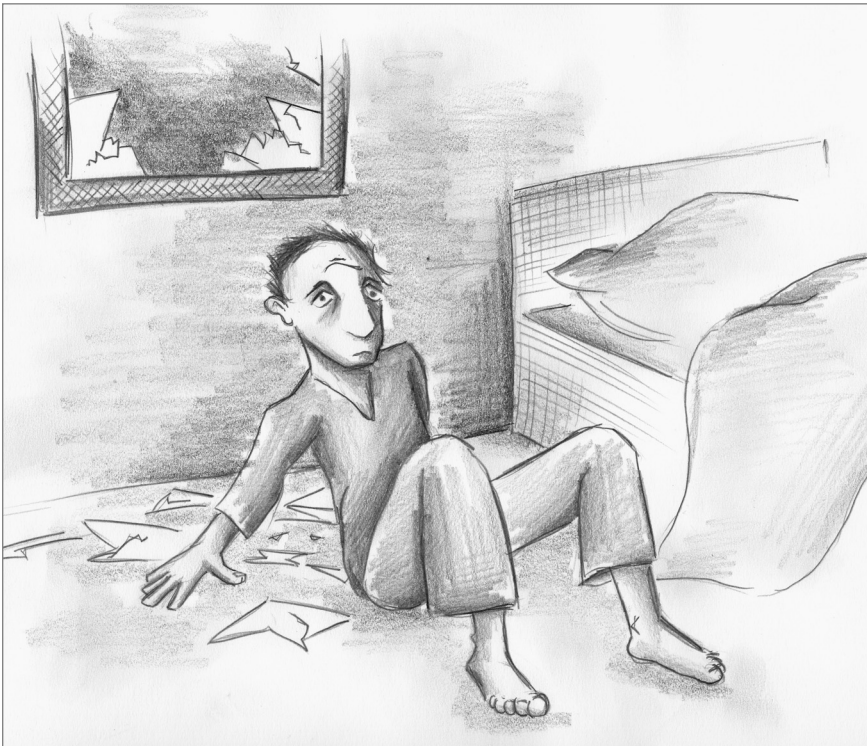
Als ich die vier oder fünf Kerzen am Bäumchen entzündete, kamen Matka und Natascha herein, die vor Staunen kaum ein Wort hervorbrachten. Matka murmelte mehrmals etwas, das sich wie „Karascho“ anhörte, und einige von uns hatten wirklich feuchte Augen. Als die beiden Frauen je zehn Zigaretten von uns als „Weihnachtsgeschenk“ bekamen, wollten sie uns die Hände küssen. Wir konnten es gerade noch verhindern.

Während es an der Front am Don – wir befanden uns in dem Abschnitt, der von der 8. Italienischen Armee gehalten wurde – drunter und drüber ging, die vom Flugplatz Rossosch ständig startenden Maschinen der Stukagruppe 77 den zufrierenden Don mit schweren Bomben beharkten, um ihn offen zu halten und dem Feind das Überqueren unmöglich zu machen, während all dem hatten wir unseren bescheidenen kleinen Heiligen Abend. Meine Gedanken gingen zwischendurch auch zu dem Geschehen, das sich nur wenige Kilometer von uns vollzog, denn auf der Rückkehr von Charkov hatte ich in Kantemirówka böse Szenen erlebt, als man scharenweise von der Front flüchtende Italiener und Rumänen aufzuhalten versuchte.

Der Abend wurde sogar noch ein wenig feuchtfröhlich. Matka und Natascha durften zum ersten Mal in ihrem Leben deutschen Sekt kosten, ebenfalls Marketenderware. Sie waren begeistert.

Unsere Weihnachtsgedanken, die selbstverständlich auch nach Hause gingen, waren jedoch nicht von langer Dauer, denn wie üblich hatte es den Russen gefallen, einen deutschen Feiertag zu einem neuen Angriff zu nutzen. Dieses Mal traf es den mit Nachschub vollgestopften Bahnhof Rossosch und seine nächste Umgebung, zu der eben auch wir gehörten.

Es war kurz nach Mitternacht, also schon erster Weihnachtstag, als wir, mehr oder weniger „angesäuselt“, aus den Betten flogen. Und das im wahren Sinne des Wortes. Ich fand mich unter ohrenbetäubendem Krachen und Rauschen auf einem mit Glasscherben übersäten Fußboden wieder, während durch die zerstörten Fenster der eisige Nordost fegte. Unsere beiden Räume glichen im Nu einem Eiskeller. Da der Strom ausgefallen war, suchten wir in der Finsternis nach den Uniformen und Stiefeln, nach den Mänteln, den Tarnjacken, Pelzmützen und Handschuhen. Es war ein Tohuwabohu ohnegleichen, in dessen Verlauf Matka und Natascha abhanden kamen. Wir haben



nie wieder etwas von ihnen gehört, zumal auch für uns wenige Tage später die Stunde schlug.

Zunächst aber galt es, unsere Arbeit zu machen. Sämtliche Leitungen waren durch den Bombenangriff zerstört worden, die Masten geknickt, so dass wir in dem Leitungs-Gewirr nicht einmal bis zur Straße kommen konnten. Auf dem Bahnhof herrschte ebenfalls ein heilloses Durcheinander, denn Bomben hatten viele Waggons getroffen, darunter solche mit Munition. Während diese explodierte und das Arbeiten unmöglich machte, während wir uns in der Dunkelheit einen Überblick zu verschaffen suchten, kam der nächste Angriff. Und der war noch stärker. Wir mussten an Ort und Stelle in Deckung gehen, was darin bestand, dass wir uns in den Schnee warfen und hofften, das Chaos heil zu überstehen. Drüben beim Bahnhof hatten manche Gelegenheit, im Luftschutzbunker unterzukriechen.

Und es kam ein dritter Angriff am Morgen dieses ersten Weihnachtsfeertages, so gegen sechs Uhr. Die Russen hauten alles kurz und klein. Etwas später bekamen wir Hilfe von einem Bauzug unserer Kompanie, der oben in der Stadt sein Quartier hatte. Bis zum Abend – so lautete auch der Befehl – waren die Leitungen wieder geflickt, neue Masten gesetzt, die Verbindungen zum Feldflugplatz und zur Luftwaffenvermittlung „picobello“ hergestellt.

Knapp fünf Stunden später lag wieder alles in Trümmern. Der zweite Weihnachtsfeiertag 1942 war wie der erste – und danach ging es nur noch zurück, zurück, zurück. ✱

Deutsch-polnische Weihnacht

Ein unvergessliches Weihnachtsfest erlebte ich 1944 in Polen im kleinen Dorf Lisov bei Kielce. Nach einem Großangriff der Russen saß ich mit einem Unteroffizier zusammen, und wir beschlossen, trotz der schlimmen Lage ein möglichst feierliches Weihnachtsfest zu organisieren. Ich bat den ortsansässigen Pfarrer, dass wir zusammen mit den Dorfbewohnern in der kleinen Kirche von Lisov eine Messe feierten. Er war mit dem Vorschlag sofort einverstanden.

Mit etwa dreihundert Kameraden und zahlreichen Dorfbewohnern fanden wir uns in der Kirche ein. Der Pfarrer hatte sogar Kerzen angezündet (seine letzten, wie ich später erfuhr), und auf dem Altar stand eine schöne Fichte, ohne jeglichen Schmuck. Als unser Gefreiter Heidinger aus Lahr auf der Orgel deutsche Weihnachtslieder spielte, empfand jeder diesen Baum als den schönsten Christbaum der Welt.

Die Dorfgemeinde und wir deutschen Soldaten waren anfangs vor Rührung nicht fähig, mit einzustimmen und das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ mitzusingen. Doch schon bald änderte sich das, und alle sangen mit.

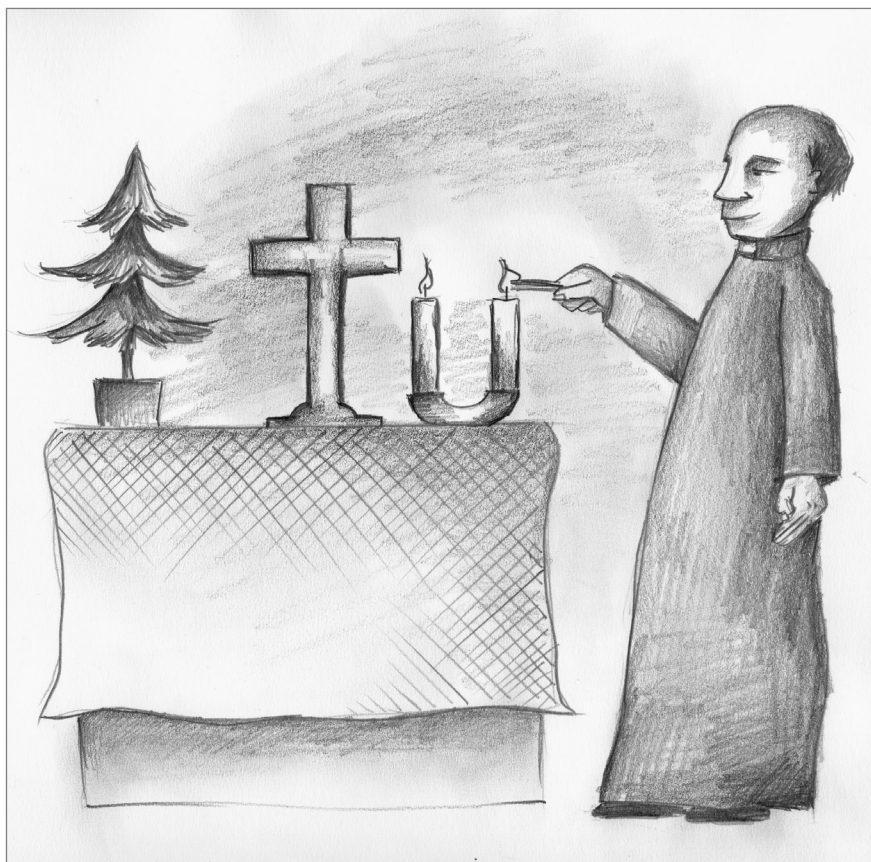
Der Dorfpfarrer machte uns in seiner Predigt Mut, obwohl aus seinen Worten auch so etwas wie Hoffnungslosigkeit klang.

Bei dem Lied „O du fröhliche, o du selige ...“ sangen alle Christen aus voller Brust mit, als wollten sie sich ihre Ängste und Nöte von der Seele schreien. Es blieb damals vor Rührung kein Auge trocken.

Nach diesem Gottesdienst trafen wir uns noch einmal am Standort und verteilten Gebäck, Schnaps, Zigaretten und Tabak, so ungefähr alles, was uns noch zur Verfügung stand. Wir waren uns während des Gottesdienstes alle ein bisschen nähergekommen. Ich merkte, wie sich eine Polin besonders herz-

lich um uns kümmerte; wie sich später herausstellte, war sie eine von den Russen beauftragte Spionin.

Der Angriff der Russen stand jetzt kurz bevor, und wir erhielten den Befehl zum Rückzug. Auf diesem Rückzug sah ich noch einmal ganz kurz meinen Freund Heidinger. Er lag schwerverwundet auf einem Panzer, und er hat, wie ich später erfuhr, diesen Rückzug leider nicht überlebt. *



Der entwaffnende Weihnachtsbaum

In der Nähe von Jefremow hatten die Russen alle Hütten niedergebrannt, so dass wir keine Unterkunft fanden. Und das bei vierzig bis fünfzig Grad Kälte. Aber wie die Landser so sind, errichteten wir provisorisch etwas Ähnliches wie eine Hütte. Es war Heiliger Abend. Der große Augenblick kam: Wir packten alle Päckchen, die uns der Kradmelder gebracht hatte, aus. Mit dem Packpapier wurde der sogenannte Tisch ausgelegt. Die abgesparten Sachen, die unsere Eltern, Freunde und Bräute geschickt hatten, wurden gleichmäßig verteilt. Keiner sagte: „Das ist meins.“ Auch einen kleinen Weihnachtsbaum hatten wir organisiert.



Das Allerschönste war, dass wir, seit wir Chemnitz verlassen hatten, ein Grammophon dabei hatten. Jeder musste es einmal tragen, egal, in welcher Lage wir uns befanden. Von den Schallplatten waren nur noch drei übrig geblieben (Ilse Werner und Artur Preil). Immer wenn wir wieder einen Tag überlebt hatten, spielten wir diese Musik. So auch am Heiligen Abend. Wir machten ein Foto, wobei das Blitzlicht aus Pulver und Zigarettenpapier hergestellt wurde, und schickten uns gerade an, gemeinsam unsere Kleinigkeiten zu essen.

Plötzlich standen Russen im Raum und riefen: „Ruki werch!“ (Hände hoch!). Was tun? Ich nahm den Tannenbaum und drückte ihn einem der Russen in die Hände. Der ließ seine Maschinenpistole fallen, und diese Gelegenheit nutzten wir, um abzuhaufen.

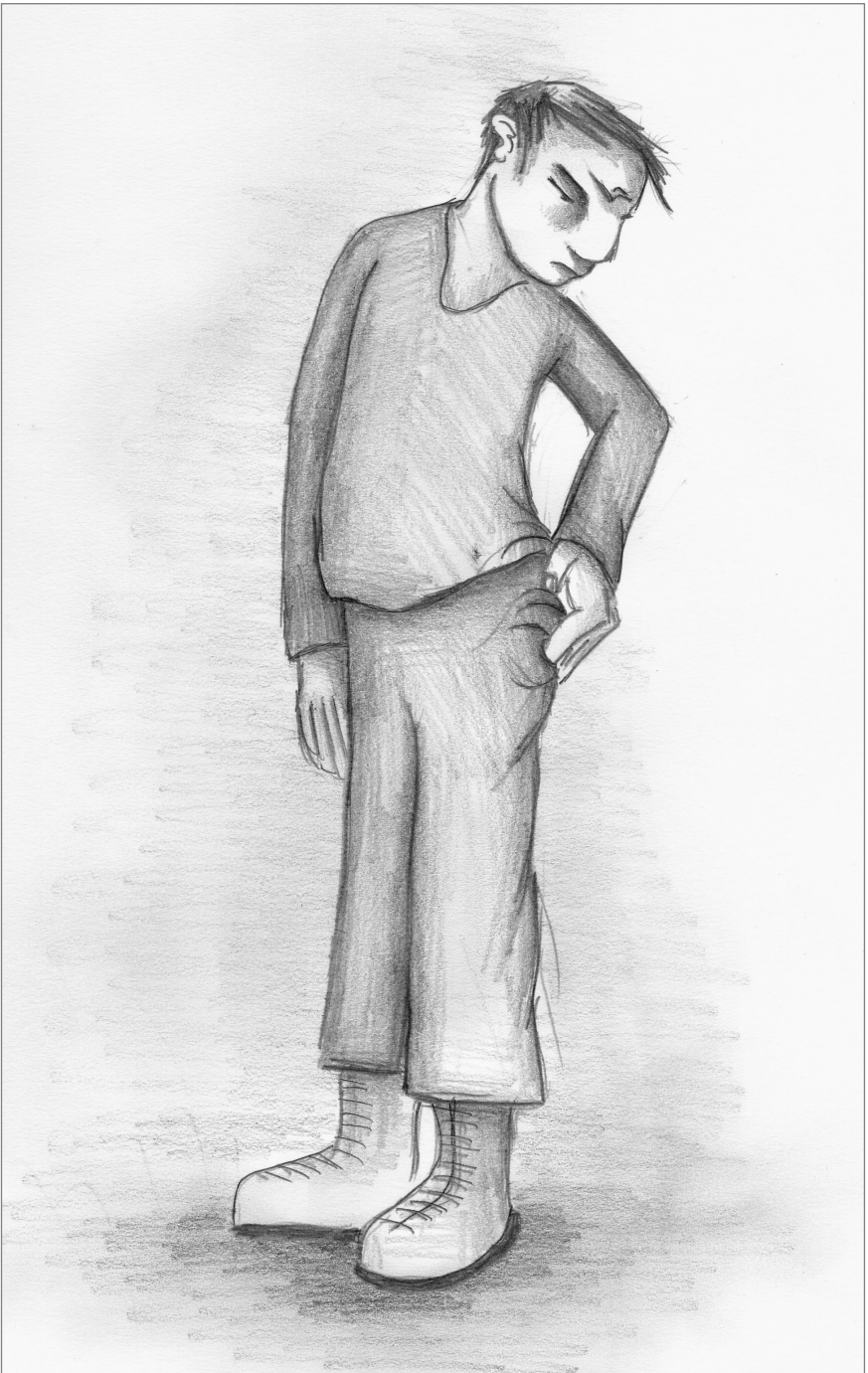
Am nächsten Tag war niemand mehr zu sehen. Siehe da, all unsere Geschenke waren weg, nur das Weihnachtspapier lag noch auf dem Tisch. Aber wir waren mit dem Leben davongekommen und umarmten uns fest. Das war unser Heiliger Abend 1941. *

Streuselkuchen und Läuse

„Glaubt bloß nicht, ihr seid schon Soldaten! Ihr seid noch ganz patschnasse und grasgrüne Rekruten!“ Mit diesen Worten verabschiedete der „Spieß“ der 61er im Viereck der ehemaligen Türkenkaserne in München eine Gruppe von gut 60 Rekruten. Anschließend marschierten wir 18-jährigen Burschen aus dem Raum München sowie aus Ober- und Niederbayern bei strömendem Regen nach Berg am Laim, von wo aus wir in Güterwagen die Fahrt nach La Valbonne bei Lyon in Südfrankreich antraten. Das war am Heiligen Abend 1942.

Doch nun zum Heiligen Abend 1944: Da wir unsere Unterkunft, einen Rübenkeller in einem verlassenen Bauernhof in Hoooven im Raum Geilenkirchen, verlassen mussten, schickte mich mein Chef, ein zwanzigjähriger Leutnant aus Wien, auf Quartiersuche. Im Nachbarort Kraudorf fand ich im Pfarrhof ein passendes Abteil. In einer Ecke im Keller lag auf einem Häuflein Koks eine fast neue Wehrmachtshose. Und weil die meinige schon arg verschlissen war, gab es nichts anderes als ausziehen, anziehen, sitzen und passen. Ich fühlte mich beschenkt, und das gerade am Heiligen Abend. Unser österreichischer Küchenchef brachte sogar das Kunststück fertig, uns am Abend einen prima Streuselkuchen zu servieren. Ein paar Schluck Wein sorgten für etwas weihnachtliche Stimmung. Draußen keine Schießerei, kein Pulverdampf. Stille Nacht, heilige Nacht 1944.

An den folgenden Tagen verspürte ich an einigen Körperteilen ein verächtiges Jucken und Kribbeln. Da ich diesbezügliche Erfahrungen bereits in Russland gemacht hatte, ging ich auf die Suche nach der Ursache. Im flackernden Schein eines Hindenburglichtes (ein handtellergroßer gewachster Pappkarton mit Stearin gefüllt) wurde ich fündig. Weil die Hose voller „Partisanen“ war, hatte sie ein anderer Soldat weggeworfen. Mein Chef jagte mich aus dem Keller in Richtung Entlausungsstation, die sich in Wassenberg befand. Auf dem Weg dorthin wäre ich dann beinahe das Opfer eines englischen Tieffliegers geworden. Das war mein Weihnachten 1944. *



Feldpostbrief

29. Dez. 1942

Meine liebste Mutter!

Dies ist nun der letzte Brief in diesem ereignisreichen Jahr, geschrieben nach ereignisreichen Tagen. Ich hoffe, dass Dich die lange Pause, die ja auch bei Dir entstehen wird, nicht beunruhigt. Erst jetzt, wo Zeit und Ruhe zu uns kommen, kommt auch noch etwas Weihnachtsstimmung. Sonst haben wir sie nur für kurze Minuten gehabt.

Ich will versuchen, alle Tage an mir vorüberziehen zu lassen, damit auch in Eurem Mitgehen mit meinem Weg keine Lücke bleibt. Am 21. mittags fuhrn wir ab zum Spähtrupp. Wir konnten feststellen, dass der Russe angreifen würde. Am 22. mussten wir zurück, bis auf Peromonov, wo unsere Quartiere lagen. Da wurde uns als Weihnachtsbotschaft gesagt, dass wir vorläufig nicht zu schreiben brauchten, da doch keine Post abgeht, wie wir auch keine bekommen. Am 23. machten wir uns fertig zum Zurückgehen, sprengten Fahrzeugbunker und Stellungen, nachts hauten wir ab. Das war die dritte schlaflose Nacht, und so sollte es bis zum 28. bleiben.

Am 24. gingen wir vor unserm Dorf auf Panzerwarnstelle. Vor uns lag das von uns verminte Niemandsland, sonst nichts. Um 16 Uhr wurden wir abgelöst. Als wir ins Quartier kamen, hatten die andern schon alles für uns fertig gemacht. Den Tannenbaum hatten wir mitgenommen – eine Krüppelkiefer, wie sie selten mal in der Steppe zu finden ist. Aber acht Lichter und etwas Lametta machten sie zum schönsten Weihnachtsbaum. Dann haben wir „O du fröhliche Weihnachtszeit“ gesungen und „Stille Nacht, heilige Nacht“. Wir hatten mit 16 Mann zwei Flaschen Rum, der als Grog getrunken wurde. Dann machten wir unsere Weihnachtspakete, ich meins von Charlott, auf. Vier Pakete hatten wir, und den Kuchen haben wir alle gemeinsam gegessen. Der Raum war nicht größer und heller als der Stall in Bethlehem. Um 5 Uhr brachte uns der Leutnant 15 Versprengte von fremden Divisionen. Die armen

Jungens hatten seit fünf Tagen nichts mehr zu essen gehabt als Schnee. Das hatten wir auch nicht, nur gefrorenes Brot. Mittag konnte nicht mehr gekocht werden, auch kein Kaffee. Denen von unserem Brot und unseren Lebensmitteln zu geben war eine schöne Freude für uns. Wir haben dann noch einen Kasten Bonbons geholt, den wir dann verteilt haben, und Zigaretten. Uns wurde doch recht weich, als den Kameraden die Tränen über die Backen liefen. Und dann haben wir wieder gesungen. So voll Liebe und Inbrunst ist wohl noch nie gesungen worden, wie von uns 16 Mann und den 15 Versprengten. Und dann fragte der Leutnant, ob nicht einer die Weihnachtsgeschichte lesen könnte. Ja, ich konnte es. Und dann habe ich das ewig schöne Lukasevangelium meinen Kameraden vorgelesen. Als ich fertig war, sagte ein alter Oberfeldwebel, der schon den Weltkrieg mitgemacht hatte, laut „Amen“ und stimmte dann an „Süßer die Glocken nie klingen“. Viele konnten es mitsingen. Und dann sangen wir noch weiter, alle die Lieder, die wir zu Hause sangen. Ich hatte das Heft hingelegt, und dem Leutnant konnten wir dann nachsingen. Was einer nicht kannte, kannte der andere. Als letztes sangen wir „Fröhliche Weihnacht überall“. Um 8 Uhr kam Befehl zum Anfahren, weiter ging es zurück. Das war unser Weihnachten, und es war trotz des Heimwehs, das zu uns kam, schön. ...

30. Dez. 42

Den 25. verbrachten wir unter schweren Fliegerangriffen. Die ganze Kompanie hatte ein Haus. Es war schön warm, aber so eng, dass wir nur stehen konnten. An Essenmachen war nicht zu denken, kaum dass man sich eine Zigarette anzünden konnte. Nachts weiter zurück. – Ich schreibe immer von Zurückgehen. Der Russe drückte mit derartig starken Kräften, dass wir ihn nicht mehr aufhalten konnten. Wir mussten zurück, um auf einer kürzeren Linie eine neue HKL [Hauptkampflinie] zu bilden mit den Resten der zer schlagenen Infanterie-Division.

Am 26. endlich meinten wir, das erreicht zu haben. Um 2 Uhr fuhren wir mit einem Spähtrupp, 6 SpW und 1 SFL, los, um die linke Flanke zu erkunden. Plötzlich bekamen wir, gegen 4 Uhr, schweres Feuer von Panzern, der Rückweg war abgeschnitten. Ich habe das sofort an die Division durchgege-

ben. Als wir zurückkamen, war schon der Befehl da, kämpfend in der Nacht zurückzugehen. Unsere Division konnte stärkeren Angriffen keinen Widerstand mehr entgegensetzen. Wie fast jeden Abend sprengten wir wieder einige Fahrzeuge, die kaputt waren und die nicht abgeschleppt werden konnten. Jedes Fahrzeug hatte ein kaputtes im Schlepp. Wir einen andern ToFu. Dabei ging unser Motor auch kaputt, so dass wir nur noch auf dem 2. Gang fahren konnten. Wir waren am 26. abends der letzte ToFu von sechs, die wir hatten. Um 11 Uhr hatten wir Gefechtsberührung. Aber der Ring war nicht so fest, so dass wir ihn durchstoßen konnten.

Am 27. morgens erreichten wir den neuen Unterkunftsraum und damit die HKL. ... ❄

Fernando Waßner ist am 26. November 1943 gefallen.



Weihnachten 1914

Jetzt ist er da, der langersehnte,
Der Freudentag der Christenheit,
Wo jede Glocke friedlich tönnte
Zum Zeichen, dass es Weihnachtszeit.

Wir stehen hier im Feindeslande
Für's Vaterland wohl auf der Wacht
Und feiern fröhlich mit Gesange
Das Fest in einem Kellerschacht.

So mancher denkt mit frohem Herzen
Zurück an seine Jugendzeit
Und wehmutsvoll mit stummen Schmerzen
Ans liebe Kind und an sein Weib.

Doch nein, wir dürfen heut' nicht zagen
Als gute schwäb'sche Pionier'.
Wir freuen uns der Liebesgaben,
Die hier verteilt der Offizier.

Auch denken wir der Kameraden,
Die schlummern unterm Himmelszelt,
Als gute deutsche Feldsoldaten
Verloren haben diese Welt.

Doch wenn der Friede längst gesichert
Und Deutschland eine große Macht,
Dann denken wir mit unsern Lieben
Ans Weihnachtsfest im Kellerschacht. ❄

Bahnhof Fastow, Ukraine, 24. Dezember 1942

Ein eisiger Wind trieb den Schnee vor sich her, türmte ihn hier und dort zu hohen Wellen auf, um wiederum an anderen Stellen die Eisenbahnstrecke freizufegen. Die Kälte drang durch alle Glieder, ließ den Atem gefrieren auf unseren Gesichtern, bedeckte wie Rauhreif Wimpern und Augenbrauen und ließ uns fremd und alt erscheinen. Auch unser Tannenbaum, der uns daran erinnerte, dass es Weihnachtszeit war, trug eine dicke Schneedecke, die aber schon allen Glanz verloren hatte durch die täglichen Züge, die an ihr vorbeirollten mit ihrer traurigen Fracht junger Menschen, deren Herzen und Gedanken angefüllt waren mit Sehnsüchten, Ängsten und Sorgen. Sie ahnten vielleicht, aber wussten nicht und fürchteten sich vor dem Morgen, das vor ihnen lag.

Oder der Gegenzug, viele Waggons, aneinandergereiht wie an einer Schnur und beladen mit trauriger, auf Stroh gebetteter Fracht. Wer hörte das Aufstöhnen der Verwundeten, wenn es der Zug mit seinem ewigen Rattata Rattata übertönte? Nur ihre Herzen und Gedanken ließen sie vielleicht ein wenig Glück empfinden, denn sie durften hoffen, der Heimat näher zu kommen, dem grausigen Tod noch einmal entronnen zu sein. Wir Schwestern fühlten mit ihnen und versuchten, allen zu helfen, aber unsere Möglichkeiten waren begrenzt. Doch wir waren nicht dem Tod so nah, hatten einen warmen Raum und ein heißes Getränk, um alle Kälte aus den Gliedern zu vertreiben. Alle Durchfahrenden sollten bei uns in den immer nur wenigen Stunden des Aufenthalts Hilfe erfahren, damit sie sich etwas wohler und menschlicher fühlten in dieser Kälte der Verlassenheit.

So war am Heiligen Abend besondere Vorsorge getroffen worden. Unsere Kameraden der Betreuungskompanie hatten auch in unserem Verpflegungsraum einen Tannenbaum aufgestellt, geschmückt mit Lametta, und

Kerzen erhellten unseren sonst so schmucklosen Raum. Wie fast immer kam auch an diesem Tag um 12.30 Uhr der Urlauberzug. Der Kerzenschein unseres Tannenbaumes spiegelte sich wider in den Augen der Soldaten, die in unsere Verpflegungsstelle kamen. Ihre Herzen und ihre Gedanken waren voller Unruhe, doch noch rechtzeitig zum Weihnachtsfest zu ihren Familien und Freunden zu kommen. Und die Verwundeten, die auch in diesen Weihnachtstagen unseren Bahnhof passierten – kann man es überhaupt in Worten ausdrücken, was sie ertragen haben an Schmerzen, bei der unheimlichen Kälte auf ihrem Strohlager in den Güterwagen? Wollte man noch so viel darüber sagen und schreiben, es erfasste doch nicht die Not, die Qualen und Ängste, die diese Menschen haben ausstehen und aushalten müssen, bevor sie einmal wieder die Bedeutung von „Heimat“ auch körperlich empfinden durften. Wer diese Zeit erlebt hat, wird auch heute, nach so vielen Jahren, es nicht vergessen können. Das Erlebte hat sich in die Seelen und Empfindungen der Menschen viel zu tief eingepägt, als dass sie jemals damit fertig werden könnten. *



Weihnachten mit Schwerstverwundeten

Während des Zweiten Weltkriegs arbeitete ich zwischen 1940 und 1945 in schlesischen Lazaretten. Viel Arbeit und Nachtdienst für unsere verwundeten und kranken Soldaten wurden geleistet. In das Lazarett, in dem ich arbeitete, wurden im Dezember 1944 auffallend viele Verwundete eingeliefert. Dann kam der Heilige Abend.



Wir Schwestern bereiteten die Weihnachtsfeier für den Abend vor. Plötzlich kam unser Herr Oberfeldarzt zu den Vorbereitungen und befahl mit energischer Stimme: „Es gibt keine Weihnachtsfeier! Für alle ist Alarmbereitschaft! Die Sanitätswagen bringen schon die Verwundeten.“

Die Soldaten aus dem Lazarettzug waren schwerstverwundet und mussten schonend versorgt werden. Viele konnten wir nicht mehr waschen oder baden. Sie starben uns in unseren Händen. Traurig zu sein hatten wir keine Zeit.

Drei schwerverwundete Soldaten baten mich, einige Zeilen an die Angehörigen zu Hause zu schreiben. Ich tat es ganz schnell. Die Verwundeten legten dankbar den Kopf zur Seite und taten ihre letzten Atemzüge.

Der Heilige Abend ging für uns nachts um halb zwölf zu Ende. Dann konnten wir uns einmal hinsetzen. Wir – damit sind alle Schwestern, Sanitäter und andere Helfer gemeint. Leider weiß ich die Namen nicht mehr. Dann erst besannen wir uns, dass es Heiliger Abend war ...

Unsere Kameradschaft war so wunderbar, dass ich mich an jedem Heiligen Abend erinnere, obwohl es schon so lange her ist. ❄

Das wiedergeschenkte Augenlicht

Im Mittelabschnitt bei Rshev bahnte sich ein heftiger Kampf Panzer gegen Panzer an, verlustreich auf beiden Seiten. Ich war damals Funker im Panzerfahrzeug des stellvertretenden Kompanieführers und hatte ein zusätzliches Funkgerät an Bord. So konnte ich mithören, was im weiteren Umfeld geschah. Es sah nicht gut aus. In diesem Gefecht erhielt unser Panzer zunächst einen Treffer in die Kette. Das Fahrzeug war zu einer unbeweglichen Zielscheibe geworden. Gleich darauf folgte ein Treffer in den Motorenraum, der Strom fiel aus. Mit der Notbatterie – unsere Granaten wurden elektrisch gezündet, und dazu genügte eine Taschenlampenbatterie – schossen wir noch immer, als der dritte Treffer saß. Ich hörte einen Knall, fühlte einen Schlag vor den Kopf wie von einem Sandsack getroffen, sah einen Feuerball, dann war alles still. Ich fühlte mich schwerelos. Es war unwirklich hell um mich. Der erste Gedanke war: So ist es, wenn man tot ist. Ich glaubte, der ganze Kopf sei weg.

Doch dann fasste ich instinktiv nach dem Kopf. Ich fühlte ihn, und nun wusste ich, du lebst noch, also nichts wie raus. Ich zog mich aus dem Funkersitz, kroch aus der Luke und ließ mich auf die Kettenabdeckung fallen. Ich sah nichts mehr. Alles war dunkel um mich. Ich hörte die Stimme meines Kommandanten, der auf mich gewartet hatte: „Au, den hat’s erwischt.“ Er und der Fahrer nahmen mich in die Mitte und brachten mich unter Beschuss zurück, wo mich ein Sanitäter verband. Dann lag ich im Keller einer zerschossenen Hütte und wartete auf den Transport nach hinten.

Ich hatte heillose Angst. Wenn jetzt der Russe durchbrechen würde, was würde aus mir? Hilflos wäre ich ausgeliefert. Und ich wusste, wie schwach unsere Verteidigungslinie geworden war. Als ein Panzer, dessen Kanone defekt war, zurückfuhr, um Munition zu holen, nahm mich dieser zurück. Unterwegs wurde ich in ein Sanitätsfahrzeug umgeladen, das mich zum Hauptverbandsplatz brachte. Dort sortierte man mich sofort aus. Ich sollte mit



einer Ju 52 nach Smolensk in ein Speziallazarett geflogen werden. Nun lag ich auf dem Flugplatz. Hilflos, blind, den Kopf verbunden. Ich hörte, wie immer wieder Leute an mir vorbei aufs Flugfeld eilten; mich ließen sie liegen. Bis einer kam, den ich hörte. „Da liegt ja einer von uns, den nehmen wir mit.“ So kam ich nach Smolensk ins Lazarett und wurde sofort mehrere Stunden an den Augen operiert.

Mehrere Operationen hatte ich schon hinter mir. Die Weihnachtstage standen bevor, doch es war immer noch dunkel um mich. Einen Brief, den ich einer Krankenschwester diktierte, schloss ich mit den Worten „Ich denke,

dass ihr zu Hause einen Weihnachtsbaum habt. Freut Euch daran, ich kann vielleicht keinen mehr sehen.“ Den letzten Satz hat die Schwester rücksichtsvoll weggelassen. Sie schrieb darunter: „Ihr Sohn ist an den Augen verletzt. Er wird wohl bald wieder sehen können.“

Inzwischen konnte mir der operierende Arzt, ein Spezialist aus Berlin, die Hoffnung geben, die Sehkraft, wenn auch eingeschränkt, wiederzuerlangen. Doch das linke Auge, von Splintern durchbohrt, schien verloren. Aber da war noch das zweite Auge. Die Ärzte bemühten sich sehr um die Rettung der Sehkraft. Noch immer lastete die totale Finsternis auf mir, aber ich klammerte mich immer wieder an die Hoffnung, doch noch einmal die Sonne wiedersehen zu können, die Kameraden im Krankensaal, das Personal, deren Aussehen ich mir nur nach dem Sprechen und nach den Geräuschen ihrer Schritte vorstellte. Und wie wird das Leben sein, einäugig, wenn, ja wenn das Licht wiederkommt? Es waren oft keine guten Gedanken, die Ungewissheit war quälend.

So um das Weihnachtsfest geschah es dann, dass beim Wechseln des Verbands ein wenig Helligkeit ins Auge drang, ganz schwach noch. Aber jetzt war die Hoffnung stärker geworden, die Hoffnung, dem ewigen Dunkel entrinnen zu können, die Eltern und Geschwister zu Hause wieder sehen zu können. Gab es denn für mich ein schöneres Weihnachtsgeschenk als das Licht wieder sehen zu können? Von Tag zu Tag wurde es heller um mich, wurden die Konturen deutlicher, gewannen an Farbe. Und als ich dann die Lichter am Weihnachtsbaum brennen sah, wenn auch noch sehr verschwommen, wurde es mir doch leichter ums Herz. Dankbar betrachtete ich jeden Tag den immer noch vorhandenen Weihnachtsbaum, der für mich wohl der schönste in meinem Leben gewesen ist.

Wenn ich damals zuweilen mit meinem Schicksal haderte und mich fragte, warum gerade ich so schwer verwundet wurde, habe ich heute die Erkenntnis, dass diese Ende 1942 erlittene Verwundung mir sicher schwere Tage erspart, ja vielleicht sogar das Leben gerettet hat. Und schließlich konnte ich mir auch mit verminderter Sehkraft ein fast normales Leben ermöglichen. Insofern muss ich meinem Schicksal dankbar sein. *

Weihnacht!

Wie klar und rein ist diese Nacht,
Wie hell glitzern die Sterne.
Sie alle halten heute Wacht
Bei uns und Euch in weiter Ferne.

Heilige Nacht, du ziehst ein Band,
führst mich ins Heim der Lieben;
Führst mich im Geist in jenes Land,
In dem mein Herz geblieben.

Ich seh' die vielen Kerzen brennen,
Den Baum, den ich bis jetzt geschmückt;
Sollt' ich den Weihnachtstisch nicht kennen,
Der jedem gab, was ihn beglückt'?

Es ist so, als wär's Wirklichkeit,
Als sei es gar kein Traum.
Ich sitz' wie sonst zu dieser Zeit
Glücklich mit Euch am Weihnachtsbaum.

Nun fort, Gedanken, es ist Krieg.
Wir stehen am Feind und halten Wacht.
Wir kämpfen weiter bis zum Sieg
Und sichern Euch die heil'ge Nacht. ❄

Waldweihnacht in Sandagerhus

Eine kleine Dienstreise mit Feldwebel Witt ging zu Ende. Ich hatte Dänemark erlebt, Skanderborg, Silkeborg, Vojens und Hadersleben. Am 21. Dezember trafen wir in Hornbæk ein.

Überall rüstet man zum Weihnachtsfest. Auch in meiner Kompanie in Sandagerhus herrscht vorweihnachtliches Treiben. Heiligabend steht vor der Tür, dennoch weiß niemand so recht, wie das Fest gefeiert wird. Man rätselt. Heiligabend ist da, in der Küche ist Hochbetrieb, doch es fehlt das weihnachtliche Flair.

Eigenartig. 18 Uhr, die Kompanie tritt an. Am Weihestein, wie wir ihn nennen, brennt für die toten Kameraden eine große Schale mit lodernden Flammen. Da ertönt das Kommando „Stillgestanden, rechts um, im Gleichschritt marsch!“



Heiligabend, und wir marschieren. Keiner weiß, wohin uns der Weg führt. Kein Lied, nur der Gleichschritt der Kameraden verhallt. Man biegt von der Straße ab, es geht in den Wald hinein, der zwischen der Unterkunft Sandagerhus und dem Meer zwischen Dänemark und Schweden liegt.

Eine Waldlichtung ist unser Ziel. Eine große, stolze Tanne auf dieser Lichtung. Um diese Tanne gruppieren wir uns. Ringsum Stille, nur ab und zu ein feines Säuseln des Windes, der vom Meer herüberweht.

Da erklingt das Lied der stillen, der heiligen Nacht. Ein Schauer läuft über den Rücken – der Gesang, der Ort, die hohe Tanne, wie in einem Märchenwald, und ab und zu vernimmt man das Rauschen des Meeres. Stille Nacht, Heilige Nacht!

Ein Kamerad tritt aus der Reihe und geht auf die Tanne zu. In der Hand trägt er ein offenes Licht. Er entzündet am Baum eine Kerze. Seine wohlklingende Stimme ertönt: „Die Kerze soll brennen für unsere Lieben daheim!“

Ein zweiter Kamerad tritt an den Baum und entzündet ebenfalls eine Kerze. „Sie soll brennen für die Frauen, die Kinder, die Mütter, Väter und Geschwister, für all unsere Angehörigen!“

Einem anderen Kameraden wird das Licht übergeben, und wir vernehmen: „Die Kerze brenne für unsere Heimat!“

In der Folge treten noch viele Soldaten an den Baum, und immer hat die neu entzündete Kerze die Aufgabe, uns zu erinnern – an die Kameraden an der Front, an die Verwundeten, an die Kameraden, die in Gefangenschaft geraten sind, an die Menschen, die uns zur Seite stehen, an die Schwestern und Ärzte in den Lazaretten; auch die toten Kameraden sind nicht vergessen.

Man spürt das Betroffensein der Kameraden. Stille, tiefe heilige Stille spürt man, und sicher hat der eine oder andere der Soldaten eine Träne in den Augen. Doch dann wird die Stille unterbrochen durch eine kräftige Stimme:

„Der Baum brenne im Glanz all seiner Lichter für unsere geliebte Heimat, Deutschland!“

Die hohe Tanne steht nun im vollen Lichterglanz. Elektrische Birnen hat man montiert, die uns den Glanz eines einmalig schönen Weihnachtsbaums im Wald vermitteln. Der feierliche Moment rührt an die Herzen, zumal ein Windhauch vom Meer durch die Äste weht und es ist, als verneigten sich die umstehenden Bäume vor diesem hell erleuchteten Weihnachtsbaum. Es folgen Gedichte, Lesung und die Ansprache des Kompaniechefs. Noch klingt aus seinen Worten die Euphorie des Endsieges. Ja, er versichert uns, das nächste Weihnachtsfest sei ein Fest in der Heimat!

Die Feierstunde, ein einmaliges Erlebnis, endet mit dem Lied „Hohe Nacht der klaren Sterne ... Mütter euch sind alle Feuer, alle Sterne aufgestellt“.

Wir kehren zur Unterkunft zurück. Immer noch feierliche Stille bei den Soldaten, die dem Haus zustreben. Im großen Festsaal erleben wir das zweite Wunder dieses Tages. An einer langen Tafel nehmen wir Platz zum Festmahl, das nichts entbehrt. Strahlende Augen bei allen, die Post erhalten. Man hat sie wohl einige Tage liegen lassen, um eine Freude am Heiligen Abend zu machen.

Ich ging leer aus. Mir brannten die Augen. Ich hätte lieber ein paar Tränen vergossen, doch ein Soldat weint ja nicht! Weihnachten 1943 kam mir in den Sinn. In Berlin-Döberitz war ein Konvoi zusammengestellt worden, der am ersten Weihnachtstag Berlin verließ, zur Ostfront. Kein Baum, keine Lieder, nur Verdrossenheit.

Im Radio hatte ich Tage zuvor vernommen: Kampf um den Orscholzriegel. Am 19. November war der Amerikaner in meinen Heimatort eingerückt. Was mit meinen Angehörigen war, wusste ich nicht. Da meine Stimmung nicht zur Freude im Kameradenkreis beitragen konnte und mir die Stille der Nacht guttat, meldete ich mich freiwillig zur Nachtwache. Von 22 Uhr bis ein Uhr lief ich mit einem Kameraden Streife, und das tat mir gut. Ich erzählte ihm von der traurigen Weihnacht 1943 in Berlin und dem Erlebnis der russischen Weihnacht am 6. Januar 1944:

In Saliwantschina in der Nähe von Winniza hatten wir Quartier bezogen. Wir harrten der Dinge, die da kommen sollten. In unserer Unterkunft war ein junges hübsches Mädel zu Haus. Eine gebildete Person, die hervorragend deutsch sprach. Schenja Swiridowa hegte keinen Hass gegen uns. Sie wusste, auch wir alle wollten keinen Krieg. Als Ukrainerin mochte sie die Russen nicht.

Da uns die feindlichen Truppen mit Störfeuer belegten, war uns klar, wir waren in Frontnähe. Das hieß Wache schieben. Es traf mich. Der Abend war da, an einem abfallenden Hang zu einem Tal, das von einem Bach durchzogen wurde, diesseits und jenseits Bäume und Hecken; das mahnte zu besonderer Aufmerksamkeit. Im Schutz einer Hecke stand ich. Ich muss gestehen, es war mir unheimlich. Ich hatte wirklich Angst! In eine weiße Decke gehüllt die Landschaft vor mir. Eine unheimliche Stille umfing mich, es tat sich nichts, doch die Nerven waren zum Zerbersten angespannt. Plötzlich ein langgezogenes Heulen. Mir stockte der Atem. Ein Hund hatte den Mond angebellt, der hinter einer Wolke hervorgetreten war. Vielleicht war ich ein gutes Ziel für einen Scharfschützen. Ich rührte mich nicht vom Fleck, stand an der Hecke, und meine Augen suchten die Gegend ab. Langsam vergingen die Minuten. Schüsse in der Ferne berührten mich jedoch nicht. Der Abend, die Nacht, alles war so anders als sonst, die weiße Landschaft, die unheimliche Stille.

Da drangen Laute an mein Ohr. Was war das? Jenseits des Baches sang man, es waren die Russen mit ihren schwermütigen Weisen. Ich lauschte fasziniert dem Gesang. Dieser Moment war ein Erlebnis für mich. Ja, die Russen feierten Weihnachten, Fest des Friedens.

Ich wurde abgelöst, am warmen Ofen bei den Kameraden fühlte ich mich wohl.

Der kommende Tag brachte eine große Überraschung. Schenja und eine Freundin luden uns zum Mittagessen ein. Gutja gab es, ein Nationalgericht, bestehend aus Rübensaft und gestampftem Weizen. So feierten wir mit den Ukrainern das Weihnachtsfest Epiphania. Schon am nächsten Abend holte uns der Krieg wieder voll und ganz ein. *

Die Freundin des Hauptmanns

Am 22. Dezember 1944 wurde ich 18 Jahre alt. Mein Geburtstag zeigte sich als ein bitterkalter Tag. Die Abschlussbesichtigung für den zweiten Ausbildungslehrgang war angesagt. In dünnen Infanteristenmänteln schoben wir die Geschütze über hartgefrorene Felder, gingen in Stellung, führten ohne Munition Feuerbefehle aus und bekämpften den „Feind“ im direkten Beschuss. Unser Kommandeur, derselbe Major wie bei der ersten Besichtigung, zeigte sich diesmal wenig zufrieden. Er liebte den harten Schliff, der zweite Fähnrichsvater war aber freundlich, sachlich und menschlich mit uns umgegangen. Doch wir wurden alle zu Gefreiten befördert. Noch am Abend meines Geburtstags habe ich den Gefreitenwinkel auf den linken Ärmel der Feldbluse genäht. Jetzt war ich ROB-Gefreiter [ROB = Reserveoffiziersbewerber] und trug silberne Doppellitzen an den Schulterklappen. Ich war stolz auf meine erste Beförderung.

Ausgerechnet am Heiligen Abend kam meine Gruppe zum Wachdienst. Pech für die zehn Männer aus dem Bataillon, die „ganz normal“ an der Reihe waren! Alle anderen durften Weihnachten wenigstens in Ruhe in ihren Kasernenstuben verbringen. Wir wurden „vergattert“. Pünktlich um 14 Uhr hatte unser Wachdienst zu beginnen. Der Offizier vom Wachdienst erteilte uns die Wachbelehrung, eine Menge an Verboten und Anweisungen für gründliche Personenkontrollen. Vom Augenblick der Vergatterung an hatten wir das Recht, auch Offiziere nach ihrem Truppenausweis zu fragen. Zivilisten innerhalb des Kasernengeländes mussten auf jeden Fall kontrolliert werden. Wachvergehen wurden scharf bestraft.

Ich war für die Wache vor dem Schilderhaus von 16 bis 18 Uhr eingeteilt worden. Es begann früh dunkel zu werden. Ein paar Schneeflocken tänzelten vom Himmel. Die Kirchenglocken in Görlitz luden zur Christvesper ein. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich Weihnachten nicht zu Hause. Nicht einmal einen Kameraden konnte ich zur Unterhaltung um mich ha-



ben. Meine Stimmung war wie die Außentemperatur unter den Gefrierpunkt gesunken.

Ich stand vor dem Schilderhaus mit dem geschulterten Gewehr und war ganz in mich versunken und mit meinen Gedanken beschäftigt. Automatisch vollbrachte ich den Paradegriff, wenn ein Leutnant vorbeikam. Zivilangestellte zückten schon von weitem ihre Sonderausweise. Sie kannten die Vorschriften. Am Kasernentor war wirklich nicht viel los. Werktags hatte der Posten ein Mehrfaches zu tun.

Da sah ich, wie sich der Chef der Dritten Inspektion dem Tor näherte. Ich erkannte ihn trotz der einsetzenden Dunkelheit ganz genau. Der Mann war nicht mein direkter Vorgesetzter, aber ich hatte ihn in Strantz und auch hier oft genug gesehen und begrüßt. Seine Gesichtszüge hatten sich fest in mein

Gedächtnis geprägt. Am Arm führte er eine bildhübsche junge Frau. Die beiden wollten in die Stadt gehen, vielleicht in einem Lokal gemütlich essen, vielleicht auch bei Freunden Weihnachten feiern. Es gab ja viele Möglichkeiten. Der Hauptmann kam in Zivil. Frustriert wie ich war, schoss mir durch den Kopf: Diesem Kerl verweigerst du heute die Ehrenbezeigung! Du präsentierst nicht! Du lässt ihn mit der hübschen Frau grußlos vorübergehen! Auch wenn du ihr mit den Augen gern zugeplinkert hättest! Er kann herrlich Weihnachten feiern! Ich stehe hier als Weihnachtsmann herum! Nicht einmal eine Fingerspitze habe ich bewegt, als die beiden vorübergingen. Leider auch nicht mein Gehirn. Ich hätte wenigstens geistig um eine Ecke schauen müssen, um die Folgen richtig einzuschätzen.

„Schatzilein, geh schon weiter! Ich will nur kurz diesem Trottel am Schilderhäuschen den Marsch blasen.“ Dann im Brüllton zu mir: „Warum haben Sie nicht mit dem Gewehr präsentiert und vorschriftsmäßig Meldung gemacht?“ „Was gehen Sie mich an?“ „Ach, das ist ja interessant! Ein Gefreiter bestimmt, ob ihn ein Hauptmann und Inspektionschef etwas angeht oder nicht!“ „Woher soll ich denn sehen, dass Sie ein deutscher Hauptmann sind?“ „Dann haben Sie den unbekanntem Zivilisten sofort nach seinem Dienstausweis zu fragen! Das haben Sie versäumt und damit ein schweres Wachvergehen begangen! Ich werde Sie dem wachhabenden Offizier melden!“ Er holte seinen Dienstausweis hervor und hielt ihn mir unter die Nase. „Das gibt ein böses Nachspiel, darauf können Sie sich verlassen!“ Beim letzten Satz hatte er seine Lautstärke noch einmal gesteigert. Dann drehte er sich um und ließ mich in meiner gedankenschweren Einsamkeit vor dem Schilderhaus wieder allein.

Mit siegesgeschwellter Brust stiefelte er zu seiner Begleiterin. Die hatte dem Befehl des Herrn Hauptmann nicht gehorcht. Statt weiterzugehen, war sie in einigem Abstand stehengeblieben und hatte Wort für Wort mitgehört. „So! Der ist jetzt für den Rest des Weihnachtsfestes satt! Und nach dem Fest wandert er in den Kahn. Ich werde gleich morgen die Meldung abgeben!“ Die Luft klirrte vor Kälte und leitete ganz deutlich Wort für Wort an meine Ohren. Eine schöne Bescherung! Er wollte sofort weitergehen, aber sie blieb stehen. Dann rief sie so laut, dass ich es hören konnte: „Das wirst du nicht

tun!“ Der Hauptmann stutzte. Widerspruch war er nicht gewohnt. Er war von ihrem Ton überrascht. So willensstark und klar hatte er die Stimme seiner Freundin wohl noch nie gehört. „Du bist eine Frau. Von militärischen Dingen verstehst du nichts!“ „Das mag ja sein. Aber ich habe Augen im Kopf. Siehst du nicht, dass dieser Wachsoldat noch ein halbes Kind ist?“ Er hatte sie an die Hand genommen und war losgelaufen. Ich sollte wohl die Auseinandersetzung nicht mit anhören. Sie liefen zur Stadt. Ich konnte sehen, wie sie auf dem Weg immer wieder die Gesichter einander zuwandten und heftig debattierten.

Noch eine gute Stunde musste ich Wache am Kasernentor schieben. Ab und an kam ein Offizier oder Unteroffizier vorbei. Ich machte meine Ehrenbezeugungen, streng nach Vorschrift. Wer von den beiden würde sich durchsetzen? Wie ein Mühlrad rollte diese Frage durch meinen Kopf. Als wir am ersten Weihnachtsfeiertag um 14 Uhr abgelöst wurden, saß ich mit den Kameraden in der Bude zusammen. Es herrschte gedämpfte Stimmung.

Gleich nach dem Fest bekam ich mit elf Kameraden aus meinem Zug den Marschbefehl nach Troppau in Oberschlesien, ins Sudetenland. Aus meiner Gruppe war ich der einzige. Wir sollten dort junge Rekruten am leichten Infanteriegeschütz ausbilden. Von meinem Wachvergehen habe ich nie wieder etwas gehört. „Schatzlein“ hatte sich durchgesetzt, und so war ich in der Düsternis des Weihnachtsfestes 1944 doch von einem hellen Lichtstrahl der Menschlichkeit getroffen worden. *

Stille Nacht im Bombenhagel

Heiligabend 1944 beginnt für uns junge Landser, Jahrgang 1927, schon am Abend des 23. Dezember. Ein Nachtmarsch wird kurzfristig angesetzt. Ziel: irgendein Eifeldorf. Als wir unsere zerbombte Kaserne vor Bitburg verlassen, stehen plötzlich sternenglitzernde Christbäume am nachtschwarzen Himmel. Für Uneingeweihte ein Schauspiel, wie für Kinder als Weihnachtsüberraschung anzuschauen. Wir wissen es besser: Zielaufnahmen feindlicher Aufklärer. Als Flakhelfer haben wir daheim solchen Lichtzauber schon erlebt. Darum wissen wir auch, was da der Stadt und ihren Bewohnern bevorsteht. Keiner spricht laut darüber. Auf einmal hat der Nachtmarsch auch eine gute Seite. Jeder Schritt bringt uns ein Stück weiter weg von dem zu erwartenden Luftangriff. Im Morgengrauen des 24. kehren wir wieder in unser Trümmerquartier zurück. Ausgefroren, hungrig, die Tornister vollgepackt mit Munition für unsere leichten Granatwerfer, zum Umkippen müde. Bitburg steht noch. Kinder träumen in ihren Betten bescheidene Weihnachtsträume. Tannen, Sterne, Heilige Nacht. Für uns ist jetzt Schlafen wichtiger.

Nachmittags erhält unser Zug Befehl, für die nächsten Tage die Bewachung eines kleinen Kriegsgefangenenlagers am Stadtrand zu übernehmen. Die hinter Stacheldraht sich duckenden Baracken sind auf den Dächern mit dem roten Kreuz gekennzeichnet, ebenso die Dächer des gegenüberliegenden Kriegslazaretts. Das international anerkannte Schutzzeichen suggeriert Sicherheit. Trotzdem wollen sich die Christbäume vom Vorabend nicht wegdenken lassen.

Um 16 Uhr übernehme ich mit einem Kameraden die erste Wache. Nach zwei Stunden sollen wir abgelöst werden. Eine Ewigkeit. Allein dreht jeder seine Runden am Stacheldraht entlang, allein mit sich und seinen Gedanken. Nur die Kälte hängt sich, Nähe suchend, bei uns ein. In der Stadt schauen jetzt wohl Kinder hinter abgedunkelten Fenstern selig in den Goldschimmer einer kleinen Kerze am Weihnachtsbaum. Weihnachtsbaum? Christbaum? Christbäume?!

Sirenen heulen – Bombermotoren lärmen unheil kündend – Flak bellt Wachhunden gleich – Bomben bersten, katapultieren Trümmer und Feuer in die Nacht. Menschen flüchten in Angst und Panik – schreien in Schmerzen oder auch in ohnmächtiger Wut – werden still – bleiben still – still für immer.

Die Bomber drehen ab. Befehlt ausgeführt! Heilige Nacht zerbombt! Über'm Kanal werden Generälen Orden über's stolz pochende Herz geheftet.

Die Kameraden rennen mit dem Zugführer in die Stadt, um zu helfen, zu retten und zu bergen. Ich bleibe zurück. Allein. Die Kriegsgefangenen, in ihren Baracken eingeschlossen, haben während des Bombenangriffs die gleiche Angst ausgestanden wie alle anderen in Bitburg. Auch sie haben in Angst und Panik geschrien, getobt, weil die Ohnmacht gegenüber dem Grauen, das die dünnen Barackenwände beutelt, anderes nicht zulässt. Ich versuche, über den Stacheldraht hinüber zu beruhigen. Gleiche Not verbindet.

Kurz vor Mitternacht kehren die Kameraden vom Rettungseinsatz zurück. Müde, ausgelaugt, stumm. Zwei fehlen. Sie sind in den Trümmern geblieben. Nach zwei Stunden löst mich ein Kamerad ab. Er übernimmt freiwillig die Wache. Nach dem Erlebnis dieser unheiligen Nacht kann er keinen Schlaf finden. In der warmen Wachstube schaffe ich es noch, mich aus den knorrigten Stiefeln zu quälen, falle todmüde auf den Strohsack. Heiliger Abend – Bethlehem – Stall. War da nicht auch Stroh im Spiel? Danke, Herrgott, dass es Stroh gibt!

25. Dezember 1944. Um acht Uhr muss ich wieder auf Wache. Kalter Brandgeruch liegt über dem Gelände. Die Sonne, mit grauen Rauchschwaden ringend, leckt die Wunden, die Bomben der Stadt geschlagen haben, möchte die Kinder in ihre Arme nehmen, möchte sie streicheln und trösten.

Es ist kurz vor zehn. Ich zähle schon die Minuten bis zur Ablösung. Motoren brummen! Ich schaue nach oben, sehe über dem Lazarett die feindlichen Bomber auftauchen, Verderben transportierend. Wo bleiben die Sirenen? Ich schreie, warne laut, will denn niemand kapieren?! Da beginnt auch schon das Inferno.

Die Luft brüllt, jault, bebt unter der Last der herabstürzenden Bomben. Dann reißt die Erde auf, schreit auf wie ein Heer Gebärender in ihren Wehen, Tod und Chaos aus ihrem vergewaltigten Leib hinausstoßend. Vom Luftdruck berstender Bomben werde ich in den Stacheldraht geschleudert, spüre Schmerz, presse mich trotzdem Schutz suchend unter die spitzen Drahtstacheln. Detonationen reißen mich immer wieder hoch. Ich möchte mich in die Erde krallen. Warum ist sie gerade jetzt hartgefroren?! Ringsum fetzen Wohnhäuser auseinander, gehen in die Knie, als wollten sie ihre verrutschten Dachhauben dem Henker aufs Schafott legen. Mit dem Lazarett Dach stürzt auch das Rote-Kreuz-Zeichen ein. In einem Fenster hängt ein verwundeter Soldat. Er braucht keine Hilfe mehr. Er ist erlöst.

Wie lange das Inferno dauerte? Ich weiß es heute nicht mehr. Ich weiß heute auch nicht mehr, wie lange der Bombermotor damals gebraucht hat, bis er, vom Himmel stürzend, neben mir sich in die Erde grub. Eines aber weiß ich heute noch und will es auch nie vergessen: An Weihnachten 1944 hielt mich Gott in seinen guten Händen! *



„Lied aus!“

Nach schikanenreicher, menschenverachtender Militärausbildung durch zum Teil kriminelle und sadistische Ausbilder wurden wir – Jugendliche, Mehrfachverwundete und magenranke Opas – Anfang Dezember 1944 von Westfalen nach Thorn in Polen verlegt und zum Volksgrenadierhaufen zusammengeschustert. Unsere superwarmen, langen Uniformen, in denen wir monatelang geschwitzt hatten, wurden nun zu Beginn des Winters eingetauscht gegen neue, leichte, kurze, sommerliche, schmucke Urlaubsuniformen. Sabotage oder einfach nur Dummheit?

Sodann ging es zur Front, Gott sei Dank nicht gen Osten, sondern entgegengesetzt. Da die amerikanischen Jagdbomber die Bahnlinie zerbombt hatten, latschten wir bei Nacht und Tag, je Etappe an die vierzig Kilometer, vom Moseltal durch die verschlammte Eifel bergauf, bergab Richtung Westfront zu Fuß. Ich verschliss etliche Paar Schuhe. Unser Kompaniechef trieb uns zur Eile, damit wir nun nach Beginn der Ardennen-Offensive am 16. Dezember 1944 die fliehenden Amis noch erreichten, bevor wir sie ins Meer werfen würden. Er würde an der Spitze sein. Er würde mit der Waffe hinter uns sein wegen eventueller Drückeberger. Ja, wo denn nun? Später stellte sich heraus, dass er für seine Person ganz weit hinten bevorzugte.

Heiligabend sah uns in Brandenburg/Luxemburg. Nach festlichem Mittagessen, von uns Henkersmahlzeit genannt, weil wir am ersten Weihnachtstag zum Angriff ohne Artillerie-Unterstützung antreten sollten, brachen wir mit unseren Panjewagen und I-Karren auf und klotzten im Wald mühsam einen steilen, endlosen Serpentineweg hinauf. Am späten Abend hieß es überraschend „Halt!“, und wir gingen im Kellergewölbe einer Burgruine in Deckung. Offenbar hatte der zuständige Armeekommandeur ein Einsehen und die gescheiterte Offensive abgeblasen. Hitler tobte – und machte 1945 zum schlimmsten Sterbejahr seiner Volksgenossen.

Wir machten uns ein Feuer; im Nu war alles verqualmt, aber wir froren nicht mehr. Einer stimmte um Mitternacht „Stille Nacht“ an, die Landser fielen ein. Der Kompaniechef schrie vergeblich „Lied aus!“ Nach der letzten Strophe verlangte er „ein zackiges Lied“. Wir sangen „Es zittern die morschen Knochen“. Wieder schrie er vergeblich „Lied aus!“ und wurde danach noch lauter, weil er eine Flasche Schnaps vermisste; er drohte mit drakonischen Strafen.

Alsdann erfolgte der Rückmarsch – noch mühsamer, weil es eine Havarie mit den Pferdegespannen gegeben hatte. Ich hörte mit, dass wir zunächst wieder unsere Quartiere vom Vortag belegen sollten. Folglich kürzte ich quer durch den Wald ab und fand in dem besagten Haus eine offene Tür sowie ein einladendes Sofa. Nach etwa zwei Stunden Tiefschlaf weckte mich das hysterische Gebrüll meines Kompaniechefs, der mir sichtlich, mit rotem Kopf, die Ruhepause missgönnte, mich fürchterlich beschimpfte und auf Strafwatche schickte – für mich nichts Neues. Dort dachte ich wehmütig daran, wie ich bisher alljährlich am Weihnachtsmorgen als schönsten Jahreshöhepunkt eine



häusliche Familienweihnachtsfeier erleben durfte mit Musik und Gesang, mit Gebet und dem Weihnachtsevangelium, mit Gedichten und Geschenken, mit Christbaum und Weihnachtsteller, mit Besuchen und Kartengrüßen, mit Glockengeläut und Posaunenklängen (mein schwerkriegsbeschädigter Vater war Chorleiter im CVJM). Statt dessen produzierte sich nun vor mir auf der Straßenkreuzung lautstark ein besoffener General und regelte den Verkehr auf seine Weise.

Während der Weihnachtstage bezogen wir dann die vorderste Stellung und konnten gleich und fortan tote Kameraden bergen und in der gefrorenen Erde bestatten. Schreckliche Wochen später geriet ich – nach bis zu sechsstündigem Turnus-Wachdienst auf Vorposten – schlafenderweise in amerikanische Gefangenschaft. Ich hatte vormilitärische Ausbildung, Grundausbildung, Ausbildung mit Karabiner 96, aufgepflanztem Bajonett, MG 08/15, 34 und 42, Maschinenpistole, Schnellfeuergewehr, Handgranaten, Gewehrgranaten, Panzerfaust, Panzerschreck, Hohlhaftladung, leichter Flak, Flak 8,8, Panzervernichtungslehrgang usw. hinter mir – und habe keinen einzigen Schuss an der Front abgegeben.

Zwei Jahre später durfte ich in der Heimat in einer überfüllten Kirche bei der Christmette dankbar unter Tränen „O du fröhliche“ singen. *

Ein Besuch am Heiligen Abend 1943

Zwei Angriffstage am 21. und 22. Dezember 1943 bei Nowgorodka/Ukraine hatten unsere 7. Kompanie/Fallschirmjägerregiment 2 so dezimiert, dass nur noch etwa 35 bis 40 Mann Weihnachten feiern konnten. Verpflegung und Marketenderwaren waren aber schon vor Tagen noch für die gesamte Kompanie (170 Mann) angefordert worden und auch geliefert. So waren wir reichlich versorgt.

Vom 4. Zug waren wir mit etwa zehn Mann in einer Kate untergebracht. Wir saßen traurig auf unserem Strohlager und dachten an die verlustreichen Vortage bei Nowgorodka. Jeder von uns hatte gute Freunde verloren. Draußen wehte ein kalter Schneesturm, und in unserer Hütte in Nowo-Ukrainika war es am warmen Ofen direkt behaglich. Plötzlich quietschte eine Tür, und aus dem Nebenraum kam eine alte Russin mit zwei kleinen Mädchen im Alter von fünf bis sechs Jahren an der Hand. Eingemummt in dicke Kleider und Kopftücher sahen sie uns ängstlich an. Unser provisorischer Christbaum, geschmückt mit Verbandswatte, Fußpuder und Hindenburglichtern erweckte die Neugier der Kinder. Sie stellten kleine Körbchen auf die Ofenbank. Darin waren Brot und Maiskuchen. Die Oma stellte dazu eine Holzschüssel mit eingelegten Gurken und Tomaten, dazu noch einen Krug mit Milch. Mit ihrem zahnlosen Mund murmelte sie Worte, die wir nicht verstanden, aber wir wussten, was sie meinte.

Wie auf ein Kommando wurde auf dem Fußboden eine Zeltplane ausgelegt, und von unserem reichhaltigen Gabentisch legte jeder Wurst, Butter, Kekse, Schokolade, Zucker, Büchsenfleisch und anderes mehr darauf. Wir freuten uns so, dass wir jemanden beschenken konnten und wurden dabei selbst wieder Kinder. Mit Oma und den Kindern scherzten wir, bis plötzlich unser Weihnachtslied „Stille Nacht, Heilige Nacht“ erklang. Max Lang spielte es auf seiner Mundharmonika, und wir sangen erst leise und dann etwas kräftiger mit. Doch dann sangen immer weniger, denn mancher hatte vor

Rührung einen Kloß im Hals. Die Oma weinte auch. Wo werden ihre Gedanken gewesen sein? Wo waren Vater und Mutter der Kinder?

Vier Mann brachten unsere Geschenke in den Nebenraum der Oma. Sie und die Kinder hatten für einige Tage reichlich Verpflegung. Wir hatten nun doch noch einen fröhlichen Weihnachtsabend erlebt, den uns die russische Oma mit ihren Enkelkindern beschert hatte. Krieg und Tod hatten wir für kurze Zeit vergessen und für einige Stunden Ruhe und Frieden gefunden. An jedem Heiligabend denke ich an unsere Gäste in der Russenkate, für die wir damals ungebetene Gäste waren, von denen wir aber wie Freunde behandelt wurden. *



KAPITEL II

*Kriegsgefangenenweihnacht
im Westen*

Christmette auf dem Mont St. Michel

Weihnachten, Kriegswihnachten 1944. Erste Weihnacht in Gefangenschaft. Ich war nach fünf Monaten wieder in dem kleinen Dorf Saint Laurent-sur-Mer, wo ich am 6. Juni das Inferno der Invasionschlacht am Omaha-Beach erlebt und überlebt hatte – nun als Gefangener in einem kleinen amerikanischen Lager. Die meisten der Lagerinsassen waren in einem Pionierdepot beschäftigt, andere bei der Exhumierung der Gefallenen jener schlimmen Tage im Juni. Ich hatte Glück und arbeitete mit drei anderen Kameraden in einer Telefonzentrale. Dabei hatte sich ein sehr persönliches Verhältnis zum Lagerkommandanten aufgebaut.

Captain Nadler, Jude, Rechtsanwalt aus Nürnberg, 1936 emigriert, behandelte uns nicht nur bewusst human. Er kümmerte sich um die Verpflegung, besorgte Musikinstrumente und eine kleine Bibliothek, und er war auch immer wieder für eine Überraschung gut – so auch an diesem 24. Dezember 1944. Er war schon am Morgen von Zelt zu Zelt gegangen, hatte gute Weihnachten gewünscht und im Weggehen eine „verbotene“ Flasche Whisky hinterlassen. Am Nachmittag erschien er in der Vermittlung. „Sind Sie katholisch?“, fragte er mich. „Yes, Sir.“ „Und Ihre Kameraden?“ „Noch einer, Sir.“ Er musterte uns beide. „Hätten Sie Lust, zur Christmette auf den Mont Michel zu fahren?“. Wir schauten uns an, völlig perplex über das Angebot, und brachten nur ein leises „Ja“ hervor. „Gut, nehmen Sie einen Jeep, hier ist ein Schreiben für die Militärpolizei zur Identifizierung bei einer Kontrolle, und dann fahren Sie. Aber dass ihr mir wiederkommt!“

Und damit begann eines der bewegendsten Erlebnisse meines Lebens. Es dunkelte schon. Wir fuhren durch zerstörte Dörfer, das völlig zerstörte Saint-Lô. Nirgends ein Licht, denn Strom gab es hier noch nicht. Aber es war eine helle Vollmondnacht. Nach fast vier Stunden Fahrt näherten wir uns dem Mont St. Michel. Je näher wir kamen, desto öfter trafen wir kleine Gruppen von Menschen, Männer, Frauen und Kinder, die sich mit trüben Laternen

ihren Weg suchten. Von allen Seiten strebten auch sie dem Mont St. Michel zu. Es war wie eine Wallfahrt, und die leisen, eigenartigen bretonischen Gesänge verstärkten diesen Eindruck. Es war Flut, und so stellten wir unseren Jeep am Ende des Dammes ab, der hinüberführte zur Klosterinsel, die sich als gewaltige dunkle Silhouette vor uns aufbaute. Wir reihten uns ein in den Zug der Menschen, spürten etwas von der ursprünglichen Gläubigkeit, die sie trieb. Natürlich kam uns der Gedanke, wie sie uns wohl aufnehmen würden in unseren schwarzgefärbten amerikanischen Uniformen, die uns als Deutsche erkennbar machten, hier in diesem Land, das so viel gelitten hatte und noch litt. Aber nichts geschah, manchmal ein scheuer Blick, eine leichte Handbewegung. Wir erreichten das Tor, wo zwei ältere Männer kleine Brote verteilten, die später in der Mette geweiht wurden. Auch hier bei uns ein fragender Blick, ein kurzes Nicken, und auch wir bekamen zwei Brote. Der Zug der Pilger führte durch die enge Straße hinauf, der Gesang verstärkte sich. Auch hier kein erleuchtetes Fenster, ab und zu eine brennende Fackel, und doch lag über allem ein zarter Glanz, der sich plötzlich verstärkte.

Es ging nur noch stockend voran, und dann standen wir plötzlich vor einer hell erleuchteten Felsnische, sahen darin eine lebende Krippe, ein junges Paar in der Tracht bretonischer Bauern und in der Krippe auf Stroh und dicken Schaffellen ein Neugeborenes, das selig schlief. Der tiefen Ergriffenheit der Menschen um uns, die zum Teil niederknieten und kleine Gaben niederlegten, konnten auch wir uns nicht entziehen. Hier lebte tiefer Glaube, hier suchten und fanden die Menschen Trost, das war spürbar. Und wir? Ein kurzer Blick der Verständigung, ein Nicken, und wir traten vor diese ergreifende Szene und legten fast verschämt unsere beiden kleinen Brote zu den anderen Gaben. Mehr hatten wir ja nicht. Den strahlenden Blick der jungen Mutter, das dankbare Nicken des Mannes, den Händedruck einer alten Frau, die neben uns stand, werde ich nie vergessen und auch nicht das nur gehauchte „Bon Noël“ – Frohe Weihnacht!

Dann aber schoben uns die Nachdrängenden weiter. Über die steile Treppe erreichten wir das Klostertor und weiter durch dunkle Gänge den Platz vor der mächtigen Klosterkirche, wo sich die vielen Laternen zu einem hellen Licht vereinten und alle weiterführten in das Innere. Auch hier nur



Kerzen, Laternen und Fackeln. Auch hier gab es noch keinen Strom, und doch war der gewaltige Bau in ein fast magisches Licht getaucht, war erfüllt vom leisen Murmeln der Menschen und füllte sich jetzt in kurzer Zeit bis auf den letzten Platz. Wir hatten einen Platz an einem der Pfeiler gefunden. Immer spürbarer wurde die gespannte Erwartung, die alle – auch uns – ergriff. Und dann um Mitternacht ein heller Glockenklang, augenblicklich absolute Ruhe und der Einzug der Mönche.

Die nachfolgende Christmette war etwas so Einmaliges, ein so faszinierendes und auch tief ergreifendes Erlebnis, das mir bis heute unvergesslich ist und das mir in den folgenden Jahren der Gefangenschaft immer wieder Kraft gab. Der großartige gregorianische Choral der Mönche, der den gewaltigen Raum bis in den letzten Winkel füllte, und im Wechsel dazu die wunderbaren bretonischen Lieder eines für uns leider unsichtbaren Chores, die kraftvolle Stimme des Abtes, der in Französisch und in Bretonisch predigte, auch die Messtexte zweisprachig zitierte, die Weihe der Brote und dann im bretonischen Dialekt „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Ich schäme mich nicht zu sagen, dass mir, wie vielen Menschen um mich herum, die Tränen kamen. Ein gewaltiger, jubelnder Chor der ganzen Gemeinde zum Abschluss. Und alle reichten sich die Hände – auch uns – und wünschten sich den Segen Gottes. Hier gab es nicht Freund und Feind, hier gab es nur Frieden, Frieden in immer noch harter und schwerer Zeit mit all ihren Opfern. Stumm und im Nachwirken dieses Erlebnisses war unsere Rückkehr in das Lager. ❄



HERMANN KISS

Brief aus der Gefangenschaft

Weihnachtsheiliger Abend 1946

Liebe Mutti, Pappa! Liebe Schwester Lotte!

Weihnachten, das Fest der Liebe. Für uns auch das Fest einer großen Hoffnung. Eine drückende Schwere liegt diesmal auf unseren Herzen. Da darf man nicht weich werden. Man versucht, Weihnachten zu umgehen. Und doch kann man es nicht. Man wird von irgend etwas überwältigt. Vielleicht ist es die Liebe zur Heimat, zu Euch.

Heut ist Heiliger Abend. Noch um 4 Uhr war der Tag wie jeder andere. Doch ... Wir kommen gerade vom Lager zurück, wo wir eine Weihnachtsfeier hatten. Als wir die Tür zu unserer kleinen Bude öffnen und eintreten, umfängt uns eine wonnige Wärme. Der Ofen brennt noch.

Wir sind drei Gefangene. In unserer Bude steht ein kleiner Weihnachtsbaum, schön geputzt mit Lametta, Watte und kleinen Kerzen. Auf der Spitze ein großer Stern. Im Radio werden Weihnachtslieder gesungen. Es fröstelt mich trotz der Wärme. „Kommt, lasst uns Weihnachten feiern.“ Das Licht erlischt. Unsere kleinen Kerzchen flammen auf. Keiner von uns dreien spricht mehr ein Wort.

„Stille Nacht, Heilige Nacht.“ Es ist 6 Uhr! Was werdet Ihr zu Hause machen? In solchen Momenten muss man hart sein. Trotz allem bahnt sich eine Träne über meine Wange. Vielleicht fließt jetzt auch für mich eine Träne zu Hause.

Alle schauen gebannt auf die Kerzen. Jeder hat wässrige Augen. Keiner verbirgt sie. Drei Minuten der Besinnlichkeit. Sie sind unvergesslich. Jeder steht in der kurzen Zeit seinen Lieben zu Hause so nahe. Vielleicht habt Ihr es gefühlt.

Die Sendung bricht ab, die Weihnachtslieder verstummen, die Kerzen verlöschen. Ein kurzes Schütteln, und wie von einem Traum erwacht, befinden wir uns wieder in der Wirklichkeit als „Prisoner of War“, Kriegsgefangene der US-Army.

Tausend Grüße, Euer Hermann *

Geschenke, die vom Himmel fielen

Nachdem ich aus der Gefangenschaft bei der englischen Marine in das U.S.-Hungercamp 404 bei Septême und von dort in die französische Gefangenschaft übergeben worden war und dort viele an einer Diarrhö-Epidemie gestorben waren, meldete ich mich freiwillig zur Arbeit auf einer Grube in den Alpen. Dort erhoffte ich zu Recht eine bessere Verpflegung, Verbindung mit der Bevölkerung und die Möglichkeit zum Fluchtversuch.

Am Sonntag vor dem ersten Advent besuchte uns der katholische Lagerpfarrer von Digne und feierte die Eucharistie. So kam der HERR zu uns in unsere armen Baracken. Nachdem der Lagerpfarrer mit seinem Motorrad weggefahren war, setzten wir uns zusammen und besprachen, wie wir uns auf das Weihnachtsfest vorbereiten sollten. Ein Kamerad erklärte sich bereit, aus weichem Holz Kugeln, Sterne und eine Christbaumpitze zu schnitzen und diese mit dem Stanniolpapier vom Schmelzkäse „La vache qui rit“ zu bekleben. Zwei Kameraden waren bereit, die frühere Grubenschmiede, die sich an unser Lager anschloss, baulich wiederherzustellen, sie innen mit Kalk anzustreichen und die Esse zum Kaminfeuer auszubauen. Andere übernahmen die Fertigung von Tischen und Bänken für diesen unseren neuen Gemeinschaftsraum, und der „Kreissäge-Meister“ bot sich an, dazu aus gutem Grubenholz Bretter und Stempel zu sägen. Andere wollten für den Abend Grubenlampen besorgen und Mistelzweige pflücken. Ich sollte irgendeinen Tischdecken-Ersatz herbeschaffen. Auch wollte ich am kommenden Sonntag (erster Adventssonntag 1945) eine Fichte oder eine Tanne suchen, die unser Christbaum werden sollte. So bekam jeder seine Aufgabe für die Vorbereitung. Unerwartet erhielt ich in einem kleinen Päckchen zehn kleine Christbaumkerzen. Doch alle Vorbereitungen wurden soweit wie möglich still und versteckt gemacht, damit jeder am Heiligen Abend eine Überraschung und Freude erleben konnte.

Als unsere Vorbereitungen beim Grubendirektor angezeigt wurden, erhielten die Anzeiger die Antwort: „Wenn die deutschen Gefangenen etwas vor-

bereiten, machen sie es ordentlich.“ Mir gab er die Vollmacht, alles vorzubereiten, wie wir es wollten.

In den folgenden Wochen sah man nach der Grubenarbeit geschäftige Männer im Gefangenenlager. Und es lag ein Schleier froher Erwartung über dem Lager. Sorge machte uns nur die Planung eines Festtagsessens für Weihnachten.

Am ersten Adventssonntag brach ich mit drei Kameraden auf, um einen Christbaum zu suchen und ihn dabei zu „organisieren“. Wir gingen Richtung Nordosten und markierten unseren Weg an Weggabelungen mit Waldläuferzeichen. Als wir oben auf einer senkrechten Felswand standen, sahen wir unten neben einem Gletscherbach etwas Graues liegen. Anscheinend war es ein Fallschirm, und wir vermuteten, dass unter dem Fallschirm die Überreste eines Fliegers lagen. Also suchten wir einen Weg hinunter ins Tal. Unter dem Fallschirm, der aus echter Seide war, lag aber etwas anderes: eine Versorgungs-„Bombe“, welche die Amerikaner im Krieg für die Partisanen abgeworfen hatten. Die Verschlüsse dieser „Bombe“ waren so stark oxydiert, dass wir sie jetzt nicht öffnen konnten. Wir tarnten also den Behälter, nahmen den Fallschirm und die Fallschirmseile mit und änderten die Waldläuferzeichen, damit keiner den Weg nachgehen und vielleicht unseren Fund wegnehmen konnte.

Am Abend nach dem Dunkelwerden setzte ich ein Viertel des Fallschirms in der Bäckerei gegen 29 Brotflöten um, und in der Epicerie (Tante-Emma-Laden) gab es für den Rest des Fallschirms eine große Korbflasche billigen Rotweins sowie ein kleines Rad Schweizer Käse. War das schon am ersten Adventssonntag eine Freude in unserem Lager!

Montags holte ein Stoßtrupp, bewaffnet mit Hammer und Meißel, die Fallschirmbombe ab. Inhalt waren zwei Maschinenpistolen mit 200 Schuss Munition, die unter dem Dach unserer Baracke versteckt wurden, sowie sechs Stangen Camel-Zigaretten. Drei Stangen wurden zum Verteilen am Heiligen Abend bestimmt und drei mir als Nichtraucher anvertraut zu Schwarzmarkteinkäufen für Weihnachten. Außerdem enthielt der Behälter 25 sogenannte

C-Rationen: je eine kleine Dose mit Bohnensuppe, mit Fleischkonserven und mit Süßigkeiten. Auch diese wurden für Weihnachten reserviert.

Am zweiten Adventssonntag fanden wir eine schöne Fichte von gut zweieinhalb Metern Höhe. Ein aufgezwirbeltes Fallschirmseil aus Seidenfäden ergab das Engelshaar für den Christbaum. Am folgenden Sonntag fuhr ein Kamerad mit dem „P. G.“ auf dem Rücken den LKW der Grube, und ich saß neben ihm als sein angeblicher „Patron“ (Chef). Es gelang uns, in einer kleinen Stadt an eine Rest-Rolle unbedruckten Zeitungspapiers zu kommen, das als Tischdecke für die Weihnachtstische bestimmt wurde.

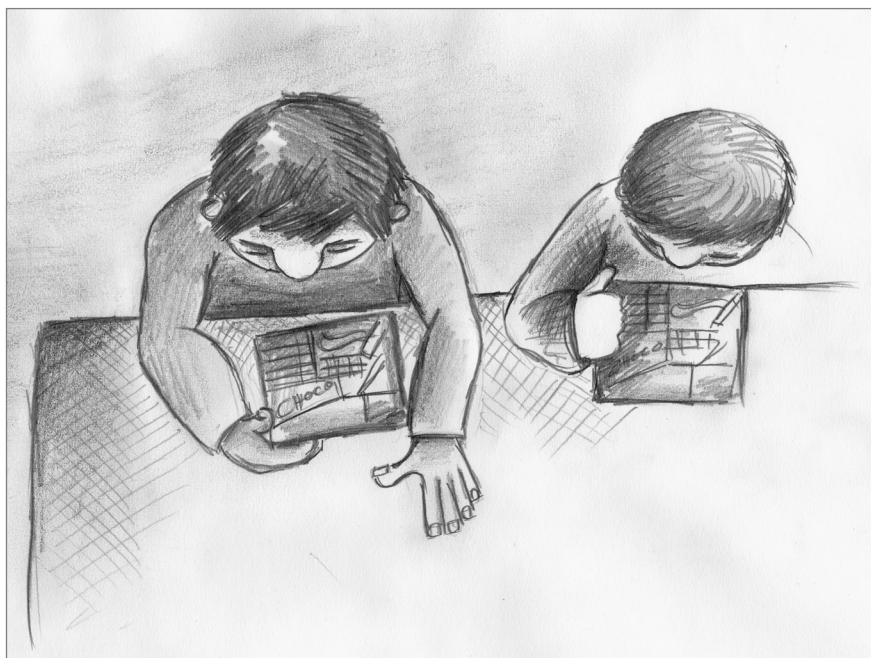
Alle Vorbereitungen zum Weihnachtsfest verliefen so, wie wir es abgesprochen hatten. Jeder tat seine Arbeit dafür so, dass der Erfolg eine Überraschung für alle werden konnte. Am 24. Dezember wurde nur bis 14 Uhr, bis zur Ausfahrt der Frühschicht gearbeitet. Es lag Neuschnee, und das Wasserholen am Dorfbrunnen für das Festtagsbad wurde zur Rutschpartie. Um 17 Uhr wurde unser „Festsaal“, die wiederaufgebaute frühere Schmiede, die jetzt in festlichem Weiß erglänzte, geöffnet. Auf den neu gezimmerten Tischen, die mit dem unbedruckten Zeitungspapier bedeckt waren, standen brennende Grubenlampen, die mit Mistelzweigen und deren perlenähnlichen Früchten geschmückt waren. Und auf jedem Platz für uns 29 Kriegsgefangene stand ein Steinguteller, daneben lagen, wenn auch in ganz primitiver Fertigung, je ein Messer, eine Gabel und ein Löffel. So wurde dieses Essen für uns das erste Essen in Gefangenschaft ohne Gebrauch des berühmterbichtigten „Fress-Napfes“ und nur mit einem Löffel. Die Mahlzeit war aus den Lebensmitteln der Partisanen-Versorgungs-„Bombe“ bereitet. Ergänzt wurde sie durch eine Sonderration von 20 kg Rindfleisch, das uns der Grubenchef für diesen Abend geliefert hatte, und gewöhnlichen Rotwein besaßen wir in Fülle.

Nach dem Abendessen wurde die Schmiede geräumt. Im Kamin brannten Holzscheite und der Abfall vom Zimmern der Tische und Bänke. Sie gaben Wärme und ein Gefühl der Geborgenheit. Dann wurde der mit Zeitungen verhüllte Christbaum freigemacht, und die zehn Kerzen wurden entzündet. Ihr Licht spiegelte sich sogar im Stanniolpapier, das auf die hölzernen Kugeln

und Sterne und auf die geschnitzte Christbaumspitze geklebt war. Auf den Tischen lag zur Überraschung für jeden ein kleines Päckchen: je ein Anteil an den Camel-Zigaretten aus der „Bombe“, je ein Rasierapparat und fünf Rasierklingen, sogar für jeden ein kleiner Spiegel, besorgt von der Inhaberin der Epicerie; ein Spiegel war für einen Kriegsgefangenen ein Luxusartikel, vorher hatten sich alle 29 Mann mit Hilfe einer Spiegelscherbe rasiert. Dazu kam etwas einfacher Spekulatius, ein Stück Schokolade und je eine sogenannte Dattel-Comprette, das waren zu einem ziemlich großen Riegel zusammengepresste getrocknete Datteln.

In der Freude über unseren neuen Besitz sangen wir Weihnachtslieder, dachten dabei an unsere Lieben in der Heimat und fragten uns, wie sie wohl diesen Heiligen Abend erlebten. Aus einer französischen Bibel hatte ich den Lukas-Bericht über die Geburt Christi übersetzt und las diesen jetzt vor.

Draußen, vor der Tür, stand unser alter Wächter mit umgehängter Maschinenpistole, mit der man nicht mehr schießen konnte, weil die



Gefangenen sie der Schlagbolzenspitze beraubt hatten, und er sagte immer wieder: „Ils sont des braves, ils sont des braves!“ (Es sind gute Menschen!), wobei ihm Tränen die Wangen hinunterliefen.

Als wir noch feierten, hörten wir Stimmen vor unserem Lager. Die Bevölkerung des Dorfes hatte das merkwürdige Licht bei uns gesehen und uns singen gehört und drängte jetzt zu uns. Unser Wächter wollte sie nicht ins Lager lassen; doch wir bekehrten ihn, und unser „Festsaal“ wurde überfüllt. Unsere Besucher beabsichtigten unbedingt, „à la mode provençale“ zu tanzen, doch wir sagten ihnen, dass wir den Heiligen Abend so feiern wollten, wie wir es zu Hause gewohnt waren. Am Silvester-Abend könnten wir ja hier einen Tanzabend veranstalten.

Zwischendurch hielt eine der neu gezimmerten Bänke der unerwarteten Last nicht mehr stand und krachte zusammen, doch der Schaden wurde durch Unterlegen von Backsteinen behoben. Nach und nach erinnerten sich auch einige unserer Besucher der Lieder, die sie einmal in ihrer Jugend an Weihnachten gesungen hatten und die gleiche Melodien wie unsere deutschen Weihnachtslieder haben.

Um 22.40 gingen wir mit unseren Besuchern auf den Berg neben dem Lager, von dessen Höhe man nach Norden und Nordosten sehen konnte. Es war eine schöne Wanderung. Es ging durch ungefähr 80 Zentimeter hohen Neuschnee im Gänsemarsch den Berg hinauf bei Vollmondschein. Unter uns lag das Dorf mit seiner Schlossruine und deren Glockenturm, in dem alle halbe Stunde eine schrille Glocke angeschlagen wurde. Ich ging voraus, mir folgten zuerst die 28 Kameraden, dann die Einwohner des Dorfes.

Doch bald merkte ich, dass sich jemand zu mir vorgearbeitet hatte: eine Germanistik-Studentin, die in Aix-en-Provence studierte und die sich oft bei mir über Fragen der deutschen Grammatik erkundigt hatte. Sie sang leise ein Lied mit dem Refrain „Au pays du clocher minuit sonne, douze coups de la cloche lancinante. Din don, din, don, au clocher de mon coeur“ (In der Heimat schlägt es Mitternacht vom Glockenturm, zwölf Schläge der schrillen Glocke. Bim bam, bim bam, auf dem Glockenturm meines Herzens). Dann

sagte sie mir, die Eltern seien in Nizza, das Auto stehe aufgetankt in der Garage, und wenn man genug Geld habe, bekomme man auch in Marseille eine Überfahrt nach Spanien. Ich antwortete ihr, dass dies wohl eine Lösung für mich sei, doch solle sie bedenken, was sie erleben würde, wenn sie unterwegs mit mir gefasst würde. Außerdem dachte ich an ein Mädchen in der Heimat.

Als es 23 Uhr Westeuropäischer Zeit war und in Deutschland Mitternacht, sangen wir Weihnachtslieder als Gruß Richtung Heimat. Dann kehrten wir in unser Lager, unsere Gäste in ihre Häuser zurück.

Nach diesem Weihnachtsfest kam es nie mehr zu ernsthaften Differenzen zwischen den Einwohnern und uns Kriegsgefangenen. ❄



HEINZ PFALZER

Weihnachten hinter Elektrozaun und Stacheldraht

Im April des Jahres 1945 kam ich an der zerrissenen deutschen Südfront in französische Kriegsgefangenschaft. Über das Auffanglager „Kehl“ am Rhein gelangte ich in ein Stammlager in der französischen Bretagne und nach kurzen Straßenbau- und sonstigen Drecksarbeiten zu einem Minensuchkommando in der völlig zerstörten Stadt St. Malo am Atlantik. In unserem Einsatzort Dinard erlebte ich die erste Weihnacht nach Kriegsende.

Weihnachten, wie wir Deutschen das Fest kennen? Große Feiertage, programmierte Kirchgänge? Von alledem nichts! Einzige Freude in diesen Tagen:

Ich habe die erste Post nach einem Jahr von zu Hause bekommen. Überall viel Stacheldraht, stinkender Latrindienst und für die PGs [prisonniers de guerre, Kriegsgefangene] ein ganz normaler Arbeitstag: Minen suchen. Das Barometer zeigt an diesem 24. Dezember stolze zwanzig Grad plus, stahlblauer Himmel. Für uns Kriegsgefangene unvorstellbar, dass man tausend Kilometer ostwärts ein winterliches Weihnachtsfest haben sollte. Die Gedanken fliegen an diesem Tage wieder und wieder in die Heimat. Familienväter erzählen mit Tränen in den Augen von ihren Kindern. Wie mag es ihnen ergehen? Doch trotz dieser Gedanken wird man zur Konzentration gezwungen, denn scharfe Minen und Bomben dulden keinen Feiertag, kennen keine Weihnachten. Auf einmal stellt sich Karl Lamers (ein ehemaliger Maschinist auf einem Kriegsschiff und früherer Opernchorsänger aus Oberhausen) auf die nahe gelegene Klippe, an der – dreißig Meter tiefer – die Meeresbrandung zerschellt, und fängt an zu singen: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Eine fast makabre Vorstellung. Meine Kameraden stehen ganz betreten da, starren auf die Erde, starren auf das blaue Meer hinaus, starren in den Himmel, kauen mit leerem Mund, dass die Backenknochen stark aus dem hageren Gesicht hervortreten. Der eine oder andere unterdrückt beschämt eine Träne. Zu schämen braucht sich niemand. Keiner spricht ein Wort. Ist das Weihnachten? Gegen 16 Uhr ist Feierabend. Zum Glück ist an diesem 24. Dezember nichts passiert. Alle haben den Tag heil überstanden, und das ist wohl das größte Weihnachtsgeschenk bei unserem Himmelfahrtskommando.

Wir sammeln uns zum normalen Heimgang, trotzdem ist da etwas anders. Wir müssen in einen nahe gelegenen Bunker des Atlantikwalles kommen. Unser Wachposten, Monsieur Maurice, hat eine kleine Überraschung: Jeder erhält in seinen Blechnapf ein Stück Fleisch. Dass dieses von einem Hund stammt, stört keinen.

Dann trotten wir los. Jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach. Der eine oder andere träumt vor sich hin, bückt sich trotzdem nach einer erspähten Zigarettenkippe. Man sieht in den Straßen von Dinard die dekorativen Poissonnerien mit Meeresfrüchten, Krestieren und Fischen. Sieht die Boucherien mit saftigen Lammkeulen, den dazugehörigen weißen Bohnen, viele Artischocken. Kein Wunder, denn die Schafe von den Salzweiden der

hiesigen nahen Normandieküste sollen ein besonderes, würziges Fleisch haben, das jedem Gourmet das Wasser im Munde zusammenlaufen lässt. Die Patisserien übertoll mit Stangenbrot, Gebäck und diesen duftenden Crêpes. Schließlich haben ja die Bretonen jene hauchdünnen Pfannkuchen erfunden, gefüllt mit Marmelade, Käse, Schinken oder Wurst. Überall Flaschen mit Cidre, Wein, Cognac. Große Mistelzweige als traditionelle Weihnachtsdekoration in den Schaufenstern der französischen Geschäfte. Alles nehmen wir irgendwie wahr. Essen und trinken automatisch in Gedanken: Frohe Weihnachten!

Und bei all dem gierigen Schauen halten unsere Hände die Blechgeschirre krampfhaft fest. Wir haben ja unser Stückchen Hund! Einer klaut im Vorbeigehen eine kleine Tanne. Auch das ist Weihnachten.

Im Lager bricht die Heilige Nacht herein. Lichter in den benachbarten Privathäusern gehen an. Man hat auf dem Lagerplatz über Tag sogar einen großen Tannenbaum aufgestellt und mit Papier dekoriert. Auf unserer Bude wird das ergatterte Tannenbäumchen zurechtgemacht. Anton Hülshorst, Sanitäter aus Essen-Kray, hat sogar eine Handvoll Kerzen aus alten Wachstummeln selber gegossen. In einer hat er den Docht vergessen. Macht nichts! Wann hatten wir Soldaten zum letzten Male so friedlich und mit Herz einen Weihnachtsbaum geschmückt? Irgendwelche Papierstreifen, Stoffreste und sogar drei Äpfel kommen zwischen die Kerzen.

Dann der große Moment: Essenfassen! Es gibt eine heiße, fettarme Wassersuppe mit etwas mehr Kappesblättern, pro Kopf einen kleinen Weihnachtsstollen, sogar eine Dose Brot (aus deutschen Militärbeständen) und zwei Flaschen Cidre. Clou des Abends sind jedoch unsere kleinen Portionen Fleisch, die ohne viel Fett, doch mit viel Lorbeerblättern in den beiden Kanonenöfen vor sich hin brutzeln, mit einem Geruch, der die hungrigen Sinne betäubt.

Alle essen und trinken still versunken. Keiner sagt ein Wort, alle starren auf die flackernden Lichter am Tannenbäumchen. Doch jeder weiß vom anderen, wo er in diesem Moment mit seinen Gedanken weilt. Kurz vor Mitternacht

geht Karl Lamers mit mir spontan auf den großen, von starken Scheinwerfern gespenstisch angestrahlten, leeren Lagerplatz. Wir beide singen gemeinsam „Stille Nacht, heilige Nacht“. Kameraden kommen dazu, summen und brummen mit. Ganz vorsichtig öffnet sich ein Fenster nach dem anderen jenseits von Stacheldraht und Elektrozaun draußen auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Es sind Franzosen. Männer, Frauen und Kinder hören uns irgendwie ergriffen zu, klatschen sogar am Ende zögernd Beifall, rufen uns sogar etwas zu. Wir verstehen kein Wort, wir wissen nur: Es ist die Weihnachtsnacht! Ob unsere Familien daheim in Deutschland jetzt auch diesen kleinen flackernden Stern am östlichen Himmelszelt sehen und an uns denken?

Am 26. Dezember stehen wir wieder zwischen den todbringenden Minen, Granaten und Bomben, streichen uns über die blankgeschorenen Köpfe und meinen: Doch eine ganz schöne Weihnacht! Es wird noch drei lange Jahre dauern, bis ich wieder daheim bei meiner Familie unter einem Weihnachtsbaum und der Weihnachtskrippe sitzen kann. Doch viele Kameraden sind von diesen gefürchteten Himmelfahrtskommandos nicht mehr nach Hause zurückgekehrt. *

Weihnachten 1945 im Schlaraffenland

Mit dem Kriegsende kam für die meisten deutschen Soldaten das Schicksal der Kriegsgefangenschaft. Zeichen der Entlassung waren bei uns nicht zu erkennen, nicht einmal schreiben durften wir. Die Sorge um die Angehörigen war groß. Besonders hart traf es alle aus den deutschen Ostgebieten, aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien und dem Sudetenland. Wo waren die Angehörigen, hatten sie das Ende des Krieges überlebt, waren sie geflüchtet, und wie ging es ihnen? Diese Ungewissheit beschwerte das tägliche unberechenbare Leben.

Im Oktober wurden alle deutschen Kriegsgefangenen aus Österreich nach Deutschland verlegt. Nach mehreren Zwischenlagern landeten wir im großen Gefangenenlager Heilbronn. Dieses Lager war auf den Höhen östlich der Stadt zwischen den Salz-Schacht-Anlagen eingerichtet. Es bestand aus mehreren sogenannten Camps. In unserem Camp waren 22 000 deutsche Kriegsgefangene, fast alle unter 21 Jahre, untergebracht. Darunter befanden sich auch 3 000 bis 4 000 Arm- und Beinamputierte, viele doppelt Amputierte, ohne Arme oder Beine. Sie waren aus den ehemaligen großen Lazaretten des Schwarzwaldes und des Maingebietes vielfach nur in Lazarettbekleidung in dieses Lager gebracht worden. Sie hatten keine Prothesen oder Krücken. Wenige besaßen Stöcke oder Bretter, mit denen sie sich fortbewegen konnten. Einige mussten gefüttert und zum zweimaligen täglichen Zählappell getragen werden. Wir waren in Zelten zu je zwanzig Mann untergebracht. Wir lagen auf dem nackten Boden, und glücklich waren die, die in der Küche etwas Papier oder Pappe abstauben konnten. Ich besaß eine halbe Decke. Die Amputierten hatten amerikanische Feldbetten, aber viele nichts zum Zudecken.

Von 8 bis 17 Uhr mussten die Seitenteile der Zelte hochgerollt werden, egal ob Frost oder Schneetreiben herrschte. Mittags gab es einen halben Liter Suppe und für zwanzig Mann ein Brot, des öfteren argentinisches Roastbeef,

mit Herstellungsdatum vor dem Ersten Weltkrieg, ein- oder zweimal die Woche einen Teelöffel Zitronen- oder Limonen-Pulver.

Einmal pro Woche war große Körperreinigung mit kaltem Wasser. Die wenigsten besaßen noch etwas Seife. Anschließend bekam jeder eine Ladung Entlausungspulver. Wäschewaschen und -trocknen war nicht möglich.

Zweimal täglich fand ein Zählappell statt. Durch lange Wartezeiten wurden wir von der deutschen Camp-Leitung und der Polizei schikaniert. Oft standen wir stundenlang, bei jedem Wetter, im total aufgeweichten Boden.

Einmal in der Woche kam ein evangelischer Pastor ins Camp und feierte einen Gottesdienst. Meiner Erinnerung nach hieß er Zimmermann. Am Heiligen Abend hielt er auf dem Antreteplatz eine Weihnachtsfeier ab. Zwei Tannen umrahmten den provisorischen Altar. Fast alle Lagerinsassen lauschten seinen Worten. Er sprach Gebete, las aus der Bibel und machte uns vor allem Mut. Aus unseren Reihen traten mehrere vor und sagten die Weihnachtsgeschichte auf. Weihnachtslieder wurden gesungen: „Stille Nacht, heilige Nacht“, „O du fröhliche“. Doch die Lieder klangen nicht fröhlich, und der äußere Friede hatte seine dunklen Seiten. Die Ungewissheit über das Schicksal der Angehörigen überschattete das tägliche Gefangenendasein und so auch die Feierstunde. Während der Feier ließ sich sogar die Sonne blicken, immerhin ein Zeichen der Wärme, der Hoffnung! Zum Schluss stimmten einige Kameraden den Choral „Großer Gott, wir loben dich“ an, und Tausende stimmten mit ein. Es war ein bewegender Gesang in seiner Stärke und tiefen Gefühlen, die man nie vergisst. Sehr bewegt verkrochen wir uns wieder in die armseligen und kalten Zelte.

Pastor Zimmermann hatte angekündigt, dass er in seiner Gemeinde und den Nachbarorten für uns zwei LKW-Ladungen Äpfel gesammelt hätte und diese am Vormittag in unserem Camp zur Verteilung bereit lägen. Er rechne damit, dass jeder zwei oder drei Äpfel als kleine Weihnachtsgabe bekommen würde. Nach der ergreifenden Feier warteten wir jetzt auf den Weihnachtsmann mit den Äpfeln. Die Zeit verging, aber es tat sich nichts. Alle Maßnahmen des Camps wurden durch eine Ansage von einem etwa zehn Meter

hohen Turm von jeweils zwei Mann und in zwei Richtungen verkündet. Da kam jemand auf die Idee, dass zwei Mann aus unserem Zelt „Äpfel empfangen!“ ausrufen sollten. Von der amerikanischen und deutschen Camp-Leitung sei bestimmt niemand mehr vor Ort, es sei ja Heiligabend. Die Fouriere würden die Äpfel austeilen. Im Zelt gab es auch sofort einige Freiwillige. Doch wie üblich wurde gelost. Das Losglück oder -pech hatten ich und ein sehr guter Bekannter. Der Text wurde festgelegt und eingeübt: „Hundertschaftsweise zwei Mann mit zwei Decken Äpfel empfangen!“

Außer den vielen Außenlampen am Stacheldrahtzaun und den Wachtürmen mit Scheinwerfern gab es im Camp kein Licht, alles war dunkel. Deshalb war es nicht schwer, unbemerkt zwischen den Zelten zum Turm zu kommen und die Leiter zu besteigen. Doch vor dem Tröten stockte uns etwas der Atem, und erst in der Wiederholung, im Freudenschrei der Camp-Insassen, klang es echt.

Jetzt hieß es runter vom Turm. Auf den Wachtürmen gingen die ersten Suchscheinwerfer an und erfassten uns. Wir konnten uns aber aus dem Staub machen und gelangten unversehrt in unser Zelt. Hier waren sofort zwei Mann aufgebrochen, um die Äpfel zu holen. Die zuständigen Fouriere hatten Zweifel an der Richtigkeit der Ansage, teilten die Äpfel aber aus. Auch die Holer unserer Hundertschaft. Als Belohnung erhielten wir eine Sonderration von drei Äpfeln. Dann wurde die Ausgabe gestoppt. Seit unserem Ausruf war keine Stunde vergangen, da wurde verkündet: „Wenn sich die ‚Ausrufer‘ nicht sofort bei der Lagerleitung melden, bekommt das gesamte Camp an den Weihnachtstagen keine Verpflegung!“

Es gab keine Debatte oder Anschuldigung. Wir zwei mussten uns stellen. Im Stillen hatten wir auch mit einer Bestrafung gerechnet, doch weil Weihnachten war, mit einer milden. Die gehasste deutsche Lagerpolizei nahm uns fest, legte uns Handschellen an und sperrte uns in einem Arrestzelt, einer mit Bretter abgeschlagenen verschließbaren Zelle, ein.

Am nächsten Morgen, es war der erste Weihnachtstag, wurden wir dem deutschen Camp-Kommandanten, einem Major in tadelloser Uniform mit

Dienstgradabzeichen, vorgeführt. Er sagte uns, dass der amerikanische Lagerkommandant die Strafe aussprechen würde und wir mit einem längeren Arrest rechnen müssten. Er wies uns darauf hin, wie wir uns zu verhalten hätten. Mit Handschellen wurden wir dem amerikanischen Kommandanten, einem Oberstleutnant, vorgeführt. Er saß hinter einem Schreibtisch und ordnete sofort an, uns die Handschellen abzunehmen. Rechts und links von uns standen amerikanische Militärpolizisten. Im Raum waren ferner der deutsche Camp-Kommandant und ein Dolmetscher. Wir mussten die Geschichte und den Grund unseres Handelns erzählen. Er verstand Deutsch, fragte aber auf Englisch, und das musste der Dolmetscher uns übersetzen.

Bei unserer Schilderung konnten wir ab und zu ein Lächeln in seinem Gesicht sehen, und das stimmte uns zuversichtlich. Wir mussten strammstehen, und er verkündete auf Englisch sein Urteil: „Zwei Wochen verschärfter Arrest! Abtreten!“

Die beiden amerikanischen Militärpolizisten führten uns in einen leeren Raum. Nach kurzer Zeit wurden wir herausgeholt und mussten einen Jeep besteigen. Wir verließen das Lager und fuhren in dem fast völlig zerstörten Heilbronn in eine Kaserne, die mit Amerikanern belegt war. Die Militärpolizisten begleiteten uns in das Küchengebäude zum Küchenchef, einem höheren Unteroffiziers-Grad. Dieser musterte uns, schimpfte fürchterlich auf Englisch, was wir nicht verstanden, bedrohte uns sogar, was uns Angst machte. Als die Militärposten fort waren, sprach er mit uns in gebrochenem Deutsch und wollte wissen, was wir ausgefressen hatten. Nachdem wir ihm unseren „Streich“ erzählt hatten, klopfte er uns auf die Schulter und machte einen seiner Soldaten zu unserem Ansprechpartner. Wir mussten zuerst unter die Dusche. Unsere alten abgetragenen Uniformen steckten wir in einen Seesack. Dann wurden wir vollständig mit sauberen und zum Teil neuen amerikanischen Sachen eingekleidet. Jeden Morgen mussten wir duschen und bekamen saubere Unterwäsche. Wir waren jetzt Küchengehilfen, für alle Arbeiten, Heizen, Vorbereiten, Essenausgabe, Aufräumen sowie Schrubben der Kessel und Küche zuständig. Einige Soldaten des Küchenpersonals hatten Vorbehalte uns gegenüber und behandelten uns wie Sklaven, doch von Tag zu Tag wurde das Klima besser.



War das Essen ausgeteilt, durften wir essen, was wir wollten und soviel wir vertragen konnten. Uns gingen die Augen über beim Anblick dessen, was die amerikanischen Soldaten nicht nur an Weihnachten, sondern alle Tage zum Essen, Trinken und Rauchen bekamen. Im Speiseraum standen Kisten voller Äpfel und Südfrüchte; jeder konnte sich bedienen. Viele Früchte wie Pampelmusen, Feigen oder Datteln kannten wir gar nicht. Abends mussten wir im Vorratsraum der Kantine für Nachschub sorgen: Bier, Wein und harte Getränke wie Whisky und anderes mehr. Auch hier durften wir uns nach Herzenslust bedienen. Wir fühlten uns wie im Schlaraffenland.

Über Nacht wurden wir in der Arrestzelle in der Wache eingeschlossen. Nach zwei Wochen erschienen dieselben Militärpolizisten und holten uns wieder ab. Wir wären gerne noch länger geblieben. Jeder von uns hatte reichlich Unterwäsche, Bekleidung, Seife und anderes gesammelt, und wir durften reichlich Esswaren mitnehmen. Den Seesack konnten wir kaum tragen. Wir hatten einige Kilo zugenommen.

Im Camp angekommen, wurden wir der deutschen Lagerpolizei übergeben. Wir wurden in einen leeren Raum geführt, mussten den Seesack auf einem Tisch auskippen, uns bis auf Unterwäsche und Strümpfe ausziehen und unsere alten Uniformen wieder anziehen. Den Rasierapparat, ein Stück Seife und ein Handtuch durften wir behalten. Alles andere, mehrere Garnituren Unterwäsche, Oberhemden, zwei Paar Hosen und Jacken, verschiedene Handtücher, Seesack und die Esswaren wurden uns abgenommen. Wir waren entsetzt und enttäuscht, wie skrupellos die „Herren“ der Camp-Leitung sich bedienten. Das Schlaraffenland lag hinter uns, und das Gefangenleben ging weiter. *



GUNTER BURDE

Zwei schwarze Weihnachtsmänner

Es war der 21. Dezember 1945, als ich – noch englischer Kriegsgefangener in einem Lager bei Hannover – wieder einmal für das Arbeitskommando „Kohleentladung“ auf dem Güterbahnhof eingeteilt wurde. Bis zur Mittagszeit hatten wir uns bei Minusgraden und leichtem Schneefall warmgearbeitet. Unerwartet wurden wir, ein Kamerad und ich, einem beladenen englischen LKW zum Mitfahren zugeordnet. Nach circa zwanzig Minuten kamen wir in einer am Stadtrand von Hannover liegenden Siedlung an und hielten vor einem Einfamilienhaus, in dem sich eine englische Heeresapotheke befand.

Unser LKW-Fahrer zog sich in die warme Wohnung zurück, und wir durften die Briketts sacken und in den Keller schaffen. Als wir den vorhandenen Kohlevorrat im Keller sahen, war für uns klar, dass wir nur die halbe LKW-Ladung dort unterbringen konnten. Schnell waren wir uns einig, das Märchen „Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack“ zu spielen.

Die nächsten Säcke zogen uns plötzlich am Keller vorbei zum Gartenzaun, und die Kohlen purzelten in Nachbars Garten. Kaum geschehen, brauste der deutsche Apotheker wutentbrannt aus dem Haus und beschimpfte uns fürchterlich. Als wir ihm aber das Märchen mit dem „Knüppel aus dem Sack“ erzählen wollten, verschwand er weiter schimpfend im Haus und wurde von uns nicht mehr gesehen.

Am LKW aber hatten sich bereits mehr als sieben Zwerge mit Taschen und Eimern eingefunden, die eine Brikett-Sammelaktion veranstalteten. Unser vorsichtiger Blick nach dem Fenster der Apothekerwohnung zeigte uns das lächelnde Gesicht des englischen Soldaten. Sicher hatte er zu Hause auch Familie und wusste nicht, ob seine Kinder zu Weihnachten eine warme Stube hatten.

Wir zwei waren nach getaner Arbeit zufrieden, denn wir hatten Kindern für den Weihnachtsabend eine warme Stube geschenkt. ❄

An die Weihnacht

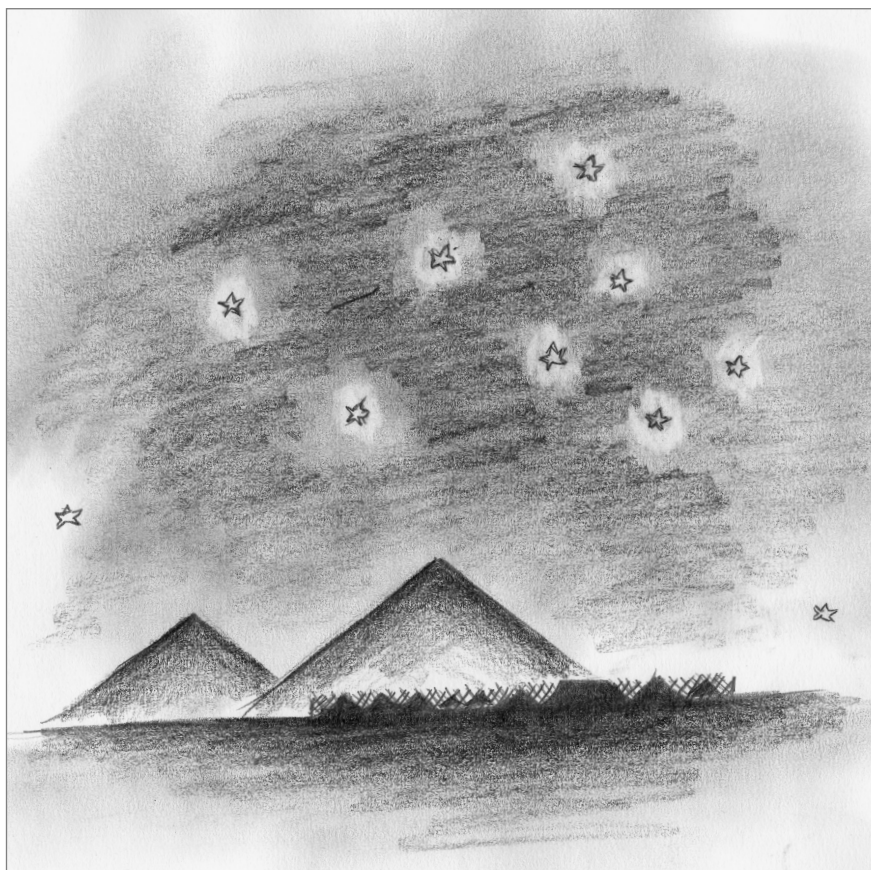
Heil'ge Weihnacht, Fest der Lichter,
Tag der strahlenden Gesichter;
Du grüßt uns aus der anderen Welt,
die du mit deinem Licht erhellt.

Frohe Weihnacht, Fest der Kerzen,
Tag der aufgeschlossenen Herzen;
Du kehrt bei unseren Lieben ein,
heißt uns mit ihnen fröhlich sein.

Stille Weihnacht, Fest der Bäume,
Erfüllung aller Kinderträume,
Erinnerst uns an schöne Stunden,
die uns im Freundeskreis gefunden.

Teure Weihnacht, deine Sterne
Leuchten uns aus weiter Ferne.
Durchs Kerkergeritter dringt dein Licht,
doch unser Herz entzündet's nicht. *

Geschrieben im Dezember 1946 im „Maison d'arrêt“ [Gefängnis] in Authon.



RUDI REDDIG

„Stille Nacht“ und „Internationale“

Den Krieg hatten wir unbeschadet überstanden, wemgleich unser jetziges Schicksal noch ungewiss war. Wir saßen in der heißen Sonne Afrikas, in der Wüste, in Ägypten. Der Engländer hielt uns dort gefangen. Schlimm konnte es wohl nicht mehr werden, aber man war eben in Gefangenschaft. Das Essen war knapp, und die Langeweile plagte uns mächtig. Die Zelte waren mit zehn Personen belegt; außer einem Strohsack, einer Decke, einem Essnapf und einem Löffel besaßen wir nichts.

In unserem Lager hausten ungefähr 10 000 Kriegsgefangene, verteilt auf Käfige – „Cages“ sagten die Engländer – zu etwa siebenhundert Mann. Ich selbst hatte schon über ein Jahr Gefangenschaft hinter mir. Kommunistische Partisanen hatten mich im September 1944 in Griechenland zusammen mit fünf anderen Kameraden gefangen genommen. Im April 1945 hatte uns der Engländer in Besitz genommen und zunächst in ein Gefangenenlager in Saloniki gesteckt. Vier Wochen später waren wir dann in ein Lager nach Athen und im August nach Ägypten verschifft worden. Dort befanden wir uns jetzt.

Es war Weihnachten 1945. Meine Eltern wussten damals nicht, ob ich noch lebte oder wo ich war. Schreiben konnten wir zu der Zeit noch nicht; die Weltordnung war noch nicht wiederhergestellt. Irgendwie war es doch beklemmend. Und heute war nun Heiligabend. Eigentlich ein Tag wie jeder andere. Nichts erinnerte an die Geburt von Jesus Christus. Kein Licht schien uns. Licht gab es sowieso nicht. Vielleicht schienen die Sterne an diesem Tag heller als sonst, aber eigentlich schienen sie an jedem Abend sehr hell. Aber Heiligabend ohne ein Zeichen dieses besonderen Tages zu erleben, das ging nicht.

Die Sonne neigte sich am Horizont, und Dunkelheit brach herein. Um uns Sand und viel Stacheldraht. Gruppen taten sich zusammen, man sprach über Weihnachten. Ein Gedenken musste es geben. Dachten aber alle gleich? Wohl nicht.

Im Käfig neben uns waren Antifaschisten. Sie hatten den Krieg vorzeitig beendet, freiwillig. Sie waren zum großen Teil Angehörige eines Bewährungsбатаillons gewesen, eingekleidete Soldaten aus dem KZ, die Regimegegner waren, deshalb eingesperrt worden waren und schließlich zum letzten Kriegsaufgebot gehört hatten. Ihre Gesinnung war geblieben; sie waren Kommunisten. In unserem Lager sprach man über Weihnachten. Was früher obligatorisch war, musste auch hier sein: das Lied „Stille Nacht“. Irgendwo wurde es angestimmt und ertönte bald aus allen Cages. „Alles schläft, einsam wacht“. Nicht so vom Nebenlager. Dort beschäftigte man sich damit, die Welt umzuordnen. Und schon hier stießen zwei Welten aufeinander. „Stille Nacht“ war kaum verklungen, da erscholl es laut von drüben „Völker, hört die Signale, auf zum letzten Gefecht“.

Unsere Herzen zogen sich zusammen. Sollte die abendländische Kultur, die doch vom Christentum geprägt war, jetzt untergehen? Man hatte Zweifel, wenn man an die Zukunft dachte. Doch mehr als Gedanken konnte man dieser Gelegenheit nicht abgewinnen.

Nach nunmehr über 60 Jahren, wenn zu Weihnachten überall „Stille Nacht, Heilige Nacht“ erklingt und nirgends „Völker, hört die Signale“, dann bin ich besonders froh, dass mir der Krieg keinen körperlichen und auch keinen seelischen Schaden zugefügt hat. *

Eine schöne Bescherung

Wolfgang und ich trafen uns im März 1945 im Kriegsgefangenenlager für Jugendliche in Marseille. Damals waren wir beide noch keine 18 Jahre alt. Wir kannten uns aber schon seit Schul- und Lehrzeiten. Seit dieser Zeit in Marseille waren wir unzertrennlich, und alle Entscheidungen trafen wir gemeinsam. So kam es auch zu der verhängnisvollen Weihnachtsbescherung 1945.



Im November 1945 transportierte man uns mit anderen Kriegsgefangenen nach St. Avold, Elsass-Lothringen. Zur Entlassung, brodelte die Gerüchteküche. Bis Weihnachten sollten wir alle wieder zu Hause sein. Doch es war nur eine Zwischenstation zur Übergabe an die Franzosen zum Wiederaufbau Frankreichs. Wir lagen mit 60 Mann in einer sogenannten Nissenhütte auf dem bloßen Boden. Wir froren, wir hungerten, wir langweilten uns. Aber wir klagten nicht. Wir hofften doch, Weihnachten zu Hause zu sein. Die Tage vergingen zähflüssig, einer wie der andere. Es gab nichts Neues mehr zu erzählen. Wir hatten bis auf das letzte Jahr als Soldat noch nicht viel erlebt.

Da machte uns ein älterer Mitgefangener den grandiosen Vorschlag, Karten zu spielen, vielleicht Skat, das wäre am einfachsten zu lernen, wie er uns glaubhaft versicherte. Außerdem müsse man dabei denken, müsse immer geistig mitarbeiten, man könne dabei wunderbar abschalten und komme auch dabei auf andere Gedanken, man könnte das ganze Elend hier vergessen.

Wolfgang und ich waren von diesem Vorschlag Feuer und Flamme. Wir schnippelten aus alten Kekskartons – manchmal gab es drei bis fünf Kekse als Verpflegung – „Spielkarten“, die wir dementsprechend beschrifteten. Nach tagelanger, mühseliger, aber vom Alltag ablenkender Arbeit hatten wir ein vollständiges Spiel zusammen.

Das Spiel konnte beginnen. Wir spielten, solange das Tageslicht vorhielt. Wolfgang und ich lernten schnell und beherrschten Spiel und Gegner, wie wir glaubten. Denn wir gewannen die letzten Runden immer.

24. Dezember, Heiligabend. Gleich nach Hellwerden begannen wir erneut zu spielen. Wir gewannen, wie bei den letzten Partien immer. Da machte unser älterer Kumpel den Vorschlag, um etwas zu spielen. Es würde doch mehr Spaß machen und uns mehr Reiz und Ansporn geben. Aber was sollte der Einsatz sein? Wir besaßen doch nichts. Erneut ein Vorschlag des Älteren: „Wie wäre es mit der abendlichen Brotportion?“ Eine Scheibe Brot am Abend war der Verpflegungssatz. Wolfgang und ich schauten uns kurz an und nickten Zustimmung. Wir waren, ohne es auszusprechen, wie immer einer

Meinung. Wir dachten uns, jeder für sich, eine halbe Scheibe Brot mehr für jeden von uns wäre schön. Ans Verlieren dachten wir nicht. Wir waren doch schon den ganzen Tag am Gewinnen.

Nach stundenlangem Spiel, als es dunkel wurde, stand fest, dass wir haushoch verloren hatten. Wir waren enttäuscht, trösteten uns aber mit dem Gedanken, dass die eine verlorene Scheibe Brot uns auch nicht satt gemacht hätte.

Doch dann kam die Bescherung im wahrsten Sinne des Wortes. An diesem Tag, Heiligabend 1945, gab es pro Mann ein halbes Brot (ein Brot wog etwa 500 Gramm). Wolfgang und ich konnten es nicht fassen. In kürzester Entfernung saß uns ein Mann gegenüber, der anderthalb Brote sein Eigen nannte und der es sich schmecken ließ. Ich konnte es nicht mit ansehen, ließ mich auf meine Decke zurückfallen und schloss die Augen.

Natürlich gab es Diskussionen unter den Mitgefangenen. War es recht, den Spielgewinn unter den besonderen Umständen einzufordern, fragten die einen. Die andere Hälfte war der Meinung, Spiel sei Spiel und verloren sei verloren. Uns beiden, Wolfgang und mir, hat der Streit nichts gebracht. Wir hatten verloren, mussten uns damit abfinden und weiter Kohldampf schieben bis zum nächsten Abend, als es wie üblich die obligatorische eine Scheibe Brot gab.

Fazit: Ich habe im Laufe meines Lebens noch manche Runde Skat gespielt, doch nie, um einen Gewinn zu erzielen. Eine Scheibe Brot gilt für mich heute noch als Gewinn. ❄

KAPITEL III

*Kriegsgefangenenweihnacht
im Osten*

Ein Abendmahl

An jenem Tag hatte es ein ungewöhnliches Abendessen mit drei Gängen gegeben: eine Suppe mit einigen Bohnen, ein Stück Hackbraten aus zerkleinerten Kaidaunen mit gestampftem Sauerkraut und Kartoffeln, als Nachtisch süßen Hirsebrei mit einem Mus aus Roten Beten, dazu gezuckerten Tee. Die Arbeitsbrigaden mussten an diesem Tag nicht aus dem Barackenlager neben der leeren, nicht mehr benutzten Kirche zur Erdarbeit ausrücken. Die Gefangenen träumten sich beim Flackern einiger Lichter zurück in die Stuben daheim – in den Heiligen Abend zu Hause.

An diesem 24. Dezember 1945 ging ich hinaus in die eisige Nacht. Ich dachte an Menschen, die daheim gemeinsam die Weihnachtsgeschichte angehört, die alten Lieder miteinander gesungen hatten, während unser versuchtes „Stille Nacht“ im Abräumen der Kochgeschirre untergegangen war. Ich dachte an Kirchen, deren Glocken noch läuteten. Der Glockenstuhl in der verfallenen Kirche mit dem Zwiebelturm neben dem Lager war leer.

Unterhalb dieser Kirche hatten wir einige Wochen zuvor unseren ersten Toten in ein Erdloch gelegt. Während eines dauerhaften Durchfalls war dieser Mitgefangene an Unterernährung und Auszehrung gestorben. Sein Grab war von einem Arbeitskommando mit Brechstangen und Spitzhacken in tagelanger Arbeit in den tiefgefrorenen Boden hineingepickt worden – nach dem Einrücken von der Erdarbeit in den Gasgräben. An einem arbeitsfreien Sonntag wurde er auf einer Holzbahre zum Grab getragen, begleitet von einigen Kameraden, die mit Hacken und Schaufeln das für ihn in den Boden geschlagene Loch wieder schließen mussten. Behutsam wurde er von der Holztrage aufgehoben und in das flache Grab gelegt, ohne Sarg, ohne Kreuz. Der dem Toten umgelegte Soldatenmantel war am Kragen über seinem Gesicht zugeknöpft, sein Kopf steckte in dem olivgrünen truppenüblichen Winterschutz. Mantel und Wollschutz wurden noch einmal über dem Toten zurechtgezogen, ehe die von einem seitlich aufgeschichteten Häuflein zurück-

geworfenen Erdsplitter auf seinem gefrorenen Körper aufschlugen. Das Grabloch nahm die Erde wieder auf. Nur der fehlende Schnee bezeichnete noch die der Erde zugefügte frische Wunde. Bis zum nächsten Morgen hatte die Winternacht sie wieder weiß zugedeckt.

Den Namen des Toten kannte ich nicht. Vielleicht ist er im Erinnern einiger Kameraden aufgehoben, vielleicht kehrt er in das Erinnern anderer zurück, nachdem die über Jahrzehnte verschlossenen Archive die Namenlisten freigegeben haben und sich mit den dazugehörigen Schicksalen verbinden. Damals stand der unbekannt Tote auch für die vielen Namenlosen, die an vergessenen Orten, von Zeit und Vegetation überwuchert, in die Erde zurückgekehrt sind wie zu Humus gewordenes Laub.

Schweigend standen wir mit gefalteten Händen vor dem geschlossenen Grab. Alles vorangegangene Tun war körperliche Arbeit gewesen, Beschäftigung für die abgemagerten Glieder. Jetzt brachen in die plötzlich eingetretene Stille die Gedanken ein. Die ausgeräumte Kirche auf dem Hügel über dem Friedhof war längst eine Lagerhalle geworden. Ihre Glocken hatten als Rohmaterial in irgendeiner Produktion eine neue Verwendung gefunden. Oben im leeren Glockenstuhl war das frühere Läuten der Totenglocke zu ahnen. Das „Vater Unser“ ging uns durch den Kopf. Irgendwo zwischen Hirn und Rachen blieb es stecken. Es kam nicht aus dem versperzten Mund. Klar vor dem Winterhimmel stand oben auf der Kirchturmspitze das Kreuz, übriggeblieben und weithin sichtbar, zu weit entfernt von der Erde für den menschlichen Zugriff.

Die Kirche stand im Licht der Sterne und des Mondes, als ich in die Nacht des Heiligen Abends hinausging. Ich hatte Hunger wie immer. Das mit aufgesparten Lebensmitteln aus den geringen, den Gefangenen zugeteilten Magazinbeständen vom deutschen Lagerkoch phantasievoll zusammengestellte Festmahl konnte nicht sättigen – und war doch als liebevolle Bemühung ein Geschenk.

In der russischen Lagerküche beleuchtete eine Öllampe die späte Geschäftigkeit des Kochs, der das Abendbrot für die Russen zubereitete. Hinter

dem Fenster des Blockhauses dampfte ein Kessel, unter ihm brannte ein Feuer, im Kessel rührte eine Kelle, der Schornstein rauchte. Haus, Herd, Licht, Wärme, Nahrung, Menschen als Symbole für Geborgenheit.

Ich ging in die Küche, fragte nach Arbeit für Essen als Lohn, sprach von „unserem“ Weihnachten an diesem Abend, das die Russen erst am Anfang des neuen Jahres feiern. Der russische Koch drückte mir zwei Wassereimer mit kurzen Ketten in die Hände. Er schickte mich über den vereisten Hang zum Wasserloch unten am Bach, das zur Wasserentnahme für die Lagerküchen ständig neu aufgehackt werden musste. Es war frei, etwas größer als der Durchmesser des Eimers. Über die dicken Eisbrocken der gefrorenen Ränder ließ die Kette die Eimer in das Loch tauchen. Der Weg nach oben über den verharschten Hang war beschwerlich. Das rutschende Gehen ließ das Wasser aus den Eimern schwappen, das an den steifen Filzstiefeln hinunterlief, manchmal in die Valenkis hinein, in denen das Eiswasser die Fußwärme zwischen den nassen Fußlappen wegfror. Aber ich brachte trotz großer Verluste beim Hinfallen, trotz des Ausrutschens auf dem Eishang doch meistens zwei etwa halb gefüllte Eimer in den hölzernen Wasserbottich der Küche, an deren Feuer ich Hände, Füße und gefrorene Filzstiefel immer wieder auftauen und wärmen konnte. Dabei bekam ich Suppe und Brot zum Sattessen.

Hinter dem Wasserloch, etwa zwanzig Meter entfernt, stand eine verfallene Hütte, strohgedeckt über einigen gebrochenen Dachsparren. Der kleine Schornstein hatte einen letzten Rauchschwaden längst zum Himmel gehaucht. Vor Mitternacht brannte noch immer ein schwaches Licht hinter dem schief hängenden Fenster. Irgendjemand musste noch wach sein.

Als die Ketten der Wassereimer wieder in das Wasserloch rasselten, kam ein alter Mann aus der Hütte, die Hände um eine Schale mit kleinen gefrorenen Kartoffeln gelegt, die er gekocht hatte. Das Mondlicht leuchtete in sein zerfurchtes Gesicht mit der eingefallenen bartstoppeligen Haut. Er stapfte auf mich zu und sah mich an. „Kamerad, ich weiß: Sevodnia Germania bolschoi prasnik. Heute Jesus Christus. Boschalesta – heute ist in Deutschland ein großer Festtag. Jesus Christus ist geboren. Bitte, nimm.“ Er gab die Schale in meine Hände und schlug das Kreuz vor der Brust. Die frostige Kälte ver-



mischte den Atem beim Essen mit dem Dampf der Kartoffeln. Die nach dem Öffnen der Wintermieten aus der Erde herausgeklauten gefrorenen Restkartoffeln waren als gekochte Nahrung den Ärmsten eine süße, aber für Darm und Magen gefährliche Kost. Er nahm die leere Schale zurück. Einen Moment noch sah er mich an. Dann ging er zurück ins Haus.

Das Licht hinter dem Fenster erlosch. Ich hatte ihn weder umarmt, wie wir das zu Hause nach der Einbescherung tun, noch hatte ich ihm gedankt. Wie ein Priester war er mit dem leeren Gefäß zurückgegangen, wortlos, ohne sich noch einmal umzusehen, nachdem er das Abendmahl ausgeteilt hatte. *

Das köstliche Weihnachtsbrot

Es war schon dunkel, als wir uns gänzlich durchgefroren bei unter 30 Grad sibirischer Kälte nach unnützer Tagearbeit mühsam heim in unser Lager bei Magnitogorsk am südöstlichen Ural schleppten. Ein scharfer Ostwind blies Schnee und Sand in unsere Gesichter, wir konnten kaum aus den Augen schauen.

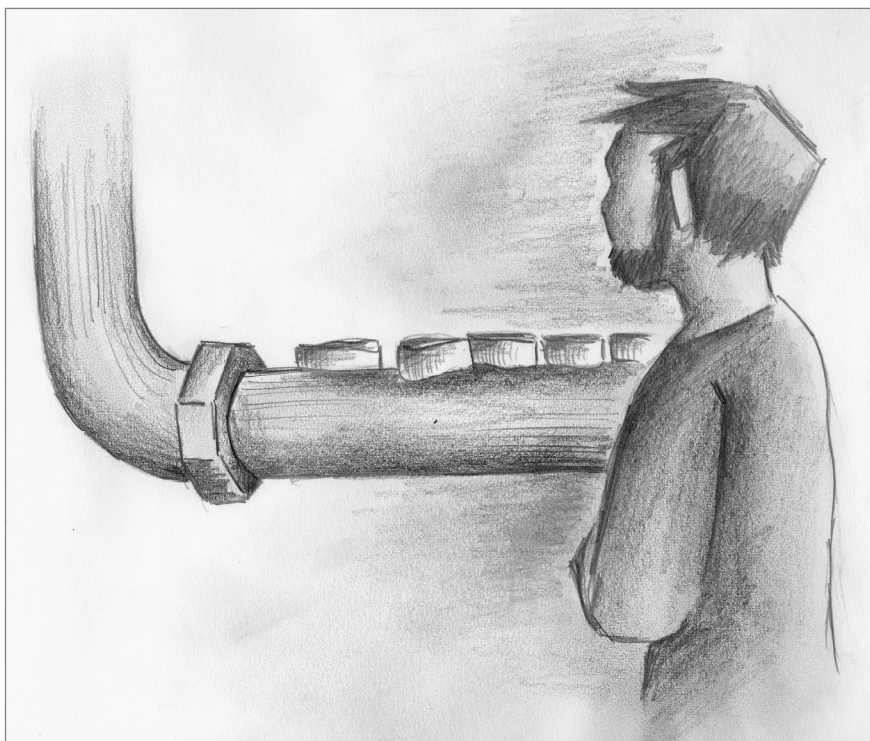
In unseren Esstöpfen klapperten die mit viel Überwindung aufgesparten Weihnachtsbrote, die tagsüber bei der großen Kälte zu Eisklumpen erstarrt waren. Wir zehn Mann unserer Arbeitsbrigade hatten uns vorgenommen, den Heiligen Abend wenigstens mit einem kleinen Leckerbissen zu verschönern. Eine Woche vorher begannen wir, jeden Tag eine kleine Scheibe Brot für den nächsten Tag zu sparen, so dass an jenem 24. Dezember 1944 eine ganze Tagesration Brot übrigblieb. Das Problem war aber, dass alles Essbare dauernd am eigenen Leib herumgetragen werden musste, weil es sonst unweigerlich gestohlen worden wäre. Die Brotration war natürlich nicht ein ganzer Laib, sondern hatte nur die Größe eines Tortenstückes.

Wir gingen nun mit einer kleinen Vorfreude dem Lager entgegen. Neben unserem geplanten Festessen mit dem Brot und ebenfalls aufgespartem Fett und Zucker wollten wir diesen Abend auch mit einigen Weihnachtsliedern feiern. Ich selbst hatte eine kleine Überraschung für die zehn Mann meiner Arbeitsbrigade bereit: Aus einst organisierten alten Militärmänteln hatte ich bei einem Lagerschneider gegen Bezahlung von einer Monatsration Machorka (Tabak) „Füßlinge“ anfertigen lassen, die wir dringend benötigten, hatten wir doch nur noch halbverfaulte Lumpen an den Beinen.

Endlich erreichten wir unser Gefangenenlager. Nach umständlicher Zählung der eintreffenden Arbeitsbrigaden konnten wir in unser Quartier einrücken. Sofort holten wir unsere Brote heraus und legten sie zum Auftauen auf ein Wasserrohr, das vor unserer Schlafstelle an der gegenüberliegenden

Wand angebracht war. Als wir etwas später gerade die Eiszapfen von den Augenbrauen und Nasenlöchern entfernten, kam ein russischer Wachunteroffizier mit einem Dolmetscher in unsere Halle und erteilte den Befehl: „Erste Brigade der zweiten Hundertschaft sofort antreten zum Sondereinsatz!“ Ach Gott, dieser Befehl betraf ausgerechnet uns, und was dieser „Sondereinsatz“ bedeutete, war auch klar: die Beerdigung der Kameraden, die in den letzten zwei Tagen gestorben waren. Und das ausgerechnet am Heiligen Abend.

„Dawai, dawai!“ (Schnell, schnell!), schrie der Russe. Es blieb uns nichts anderes übrig, wir mussten uns eiligst wieder anziehen, antreten, abzählen lassen und abmarschieren zum Eisbunker, wo die toten Kameraden gelagert waren. Dort bot sich uns ein schrecklicher, ein grausamer Anblick: Die Toten lagen kreuz und quer aufgestapelt in der Höhle, und sie waren alle völlig nackt.



Und schon wieder der Ruf: „Dawai, dawai!“ Wir mussten die Leichen herausholen und auf die Ladeflächen von zwei bereitstehenden Lastwagen werfen. Es knirschte und krachte so markerschütternd und menschenunwürdig. Es waren so viele tote Kameraden, dass sie die Ladeflächen bis über die Bordwände füllten. Dann mussten auch wir hinaufsteigen und uns auf die Kameraden setzen. Unsere Stimmung in dieser Situation ist kaum zu beschreiben. Eine tiefe Niedergeschlagenheit erfasste uns. Zwei Kameraden wurde übel, sie mussten sich erbrechen, aber es kam nichts hervor, hatten wir doch seit elf Stunden nichts mehr zu essen bekommen. Die toten Kameraden erwiesen uns den letzten Liebesdienst: Wir konnten uns an ihnen festhalten, um nicht vom schaukelnden Wagen zu fallen.

Nach kurzer Fahrt in der sibirischen Steppe kamen wir ans Ziel. Dort hatten andere Arbeitsbrigaden ein großes Loch gegraben, in das wir die Leichen werfen mussten. Es krachte, als würden wir Holz abladen. Wir wollten unsere toten Kameraden schön der Reihe nach in das Grab hineinlegen, aber nein, direkt vom Wagen mussten wir sie hineinwerfen. Schnell war dieser Spuk vorbei. Und wieder durchgefroren kamen wir zurück in unser Lager.

Schweigend erreichten wir unseren Schlafplatz und hatten uns noch gar nicht ausgezogen, da mussten wir die nächste Enttäuschung einstecken: Die kostbaren Weihnachtsbrote waren verschwunden! Alles Suchen, Nachforschen und Fragen war umsonst. Keiner der anwesenden Kameraden hätte sie gestohlen oder gesehen, wer so gemein war. Ja, Hunger treibt die Menschen zu jeder Schandtat!

In diesem Augenblick wurden wir zur Abendsuppenausgabe aufgerufen. Es war gut so, denn beinahe wäre es zu Handgreiflichkeiten gekommen. Nun mussten wir uns mit der dünnen Wassersuppe zufriedengeben. Die Brühe war wenigstens heiß und erwärmte uns von innen.

So hatten wir uns den Ablauf dieses Abends nicht vorgestellt. Ratlos und kopflos verstrichen die nächsten Minuten. Aber man darf sich niemals unterkriegen lassen. Da erinnerte ich mich an die „Füßlinge“ und lief schnell zur Baracke, wo ich diese abholen konnte. Mit dem Packen meiner Weih-

nachtsgeschenke für meine Kameraden kam ich zurück und sagte: „Soeben bin ich dem Christkind begegnet, das mir dieses Geschenk überreicht hat. Ich glaube, wir können es gut gebrauchen.“ Mit Begeisterung sprangen die Beschenkten von ihren Schlafplätzen und zogen sofort die „Füßlinge“ an. Wir standen beisammen und freuten uns, endlich wieder warme Füße zu haben.

Da sagte mein Freund Fritz: „Recht vielen Dank für dieses herrliche Weihnachtsgeschenk. Aber noch viel mehr wollen wir Kameraden unserer Arbeitsbrigade dir danken, dass du es immer wieder verstanden hast, uns zusammenzuhalten. Auch wir haben für dich ein kleines Geschenk. Diese kleine Schere darf ich dir als ein Dankeschön überreichen.“ Ach Gott, war dies für mich ein wertvolles Weihnachtsgeschenk!

Als wir nun so beisammenstanden, da fiel uns ein, dass wir auch einige Lieder singen wollten. So sangen wir „O Tannenbaum“. „Ruhe!“ brüllte jemand von hinten; wir sangen aber weiter: „Wie grün sind deine Blätter.“ „Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen, SA marschiert ...“ kam das Echo von hinten zurück. Wir aber ließen uns nicht vom Singen abhalten. Nach dem Lied „O du fröhliche“ erzählte ich über die Entstehung des schönsten Weihnachtsliedes, das nur zwanzig Kilometer von meiner Heimat entfernt vor weit über hundert Jahren zum ersten Mal gesungen worden war. Und wir sangen voller Andacht „Stille Nacht, heilige Nacht ... Christ, der Retter, ist da!“

Mucksmäuschenstill war es auf einmal, obwohl Hunderte von Kameraden um uns herumstanden. Anfangs waren wir zehn allein, aber mit jedem Lied wurden es immer mehr, und die Zwischenrufe blieben auch aus. Da kam auf einmal ein Mitgefangener von der anderen Seite der Halle, wo die höheren Dienstgrade, die nicht zur Arbeit gehen mussten, hausten. Er hatte sogar ein Buch in der Hand, das ihm die Russen nicht weggenommen hatten. Er schlug das Buch auf und las: „In jener Zeit ging ein Befehl aus vom Kaiser Augustus, das ganze Reich zu beschreiben ... und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn ... Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!“

Dann sagte er: „Vielen Dank, liebe Kameraden, dass Sie den Mut aufgebracht haben, diesen Abend so feierlich zu begehen. Ich war Militärpfarrer und hoffe, dass ich mit der Lesung des Lukas-Evangeliums meinen Teil dazu beigetragen habe, dass es für uns alle trotz aller Widerwärtigkeiten ein Heiliger Abend geworden ist.“ Ganz spontan stimmten wir daraufhin das Lied „Großer Gott, wir loben dich“ an.

Dieses Lied sollte uns das ganze Leben lang begleiten, und ich bin sicher, auch nach vielen Jahren läuft es allen Kameraden noch kalt über den Rücken hinunter, wenn sie es heute singen oder hören.

Zum Schluss gab uns der Pfarrer noch den Segen und zog sich zurück.

Nun löste sich die Festversammlung langsam auf, und wir kehrten zu unseren Schlafplätzen zurück. Als wir uns gerade niederlegen wollten, erblickten wir fünf Brote auf dem Warmwasserrohr. Ja, hatte denn das Christkind den Brotdieben ins Gewissen geredet? Auf jeden Fall kamen wir noch zu unserem Festschmaus, wenn auch nur die Hälfte da war. Ganz gleichmäßig wurden die Brote aufgeteilt, zu kleinen Plätzchen geschnitten, mit etwas Fett bestrichen und mit Zucker bestreut. Ach Gott, wie gut hat es uns geschmeckt! Als wir aber merkten, wie gierig die Kameraden links und rechts uns zuschauten, verkürzten wir das Festmahl, und mit einem „Gute Nacht“ legten wir uns schlafen. Es war ja auch höchste Zeit, denn der nächste Tag – das hohe Weihnachtsfest – war ein Arbeitstag wie jeder andere auch.

Am nächsten Morgen beim Essensempfang kam ein Mitgefangener zu uns und sagte: „Entschuldigt bitte, dass wir euch gestern mit unseren Zwischenrufen und blödem Gesang gestört haben, es tut uns Leid. Ihr habt auch uns Weihnachtsfrieden gebracht!“ War das nicht auch ein schönes Weihnachtsgeschenk? ✨

Eine Decke, Machorka und ein Fetzen Zeitungspapier

Als wir noch Kinder waren, erzählte uns unser Vater alljährlich in der Vorweihnachtszeit diese Geschichte von Klaus Renken, einem Mann aus dem benachbarten Moordorf, die sich vor vielen Jahren, in der ersten Nachkriegszeit, im fernen Russland zugetragen hatte.

November 1946. Klaus Renken war damals gerade 21 und seit mehr als zwei Jahren Kriegsgefangener in der Sowjetunion. Vor ein paar Monaten hatte man ihn und andere ehemalige Soldaten aus dem Lager in das Gefängnis der weißrussischen Hauptstadt Minsk überstellt. Zum ersten Male spürten die deutschen Kriegsgefangenen die Macht der Sieger in voller Härte.

Mit Klaus Renken teilte Alois Prankl, ein junger Niederbayer, Schicksal und Zelle, einen Raum von etwa zwei mal sechs Metern in Breite und Länge. Darin befanden sich ein zweistöckiges Eisenbett mit derbem Holzbelag, zwei Steingutbecher und ein emailliertes Wassergefäß. In der vorderen Ecke – gleich neben der Zellentür – stand als Latrinenersatz das damals wohl typische Inventar so mancher Gefängniszelle: der Kübel. Die Außenwand des Raumes wurde in etwa zwei Meter Höhe von einem glaslosen Fensterloch unterbrochen, das mit daumenstarken Eisenstäben vergittert war. An den feuchten Wänden der ungeheizten Zelle klebte der erste Frost des Winters. Nahe der Fensternische blühten unzählige Eiskristalle, die im grellen Licht der ständig eingeschalteten Zellenbeleuchtung einen matten Glanz verbreiteten.

Der Gefängnisalltag verlief in festen Normen. Nach dem morgendlichen Toilettengang wurde die tägliche Brotration zugeteilt. 550 Gramm Brot – nasses, klitschiges, schwarzes, wenig schmackhaftes Brot – und doch das größte Geschenk, das den Gefangenen täglich zuteil wurde. Das war die Zeit der Brotverehrung. Brot, das bedeutete damals Leben und Überleben. „Unser

tägliches Brot gib uns heute“ wurde nie wahrer empfunden als in jenen Tagen. Zum Brot gab es abgekochtes, heißes Wasser. Das wurde nicht nur getrunken, sondern diente auch in dem angefüllten Behälter eine Zeitlang als Wärmespender. Der weitere Verlauf des Tages ist rasch erzählt: Mittags eine volle Schüssel „Ballanda“, wie die dünn-wässrige Suppe von den Russen im Sträflings-Jargon genannt wurde. Bei Einbruch der Dunkelheit 500 Gramm „Produktesuppe“ aus Hirse, Hafer oder Gerste, gelegentlich auch Graupen.

An manchen Tagen wurde den Eingeschlossenen ein Spaziergang erlaubt. Auf dem stets gleichen Weg führte sie ein Bewacher aus der Zelle über den Gefängnishof in eine Art Freilichtzelle, in der sie sich zwar unter freiem Himmel, aber doch von vier Wänden umgeben, bewegen durften. Daneben gab es täglich zwei Zählungen, eine früh morgens und eine am Abend, sozusagen die Überprüfung der Vollzähligkeit.

Nachts schliefen die beiden jungen Männer gemeinsam auf der nackten Pritsche des oberen Bettes, zugedeckt mit dem abgetragenen Soldatenmantel eines Rotarmisten und einer alten Wehrmachtzeltbahn. Sie wärmten sich gegenseitig, waren darauf bedacht, die Wärme ihrer Körper möglichst lange unter der schützenden Abdeckung zu halten. Wenn der Morgen kam, kroch den Gefangenen die Kälte in die Knochen; sie machte ihre Glieder starr und leblos.

So gingen die Eingeschlossenen in die Adventswochen. Wen darf es verwundern, dass Menschen, die unter solchen Umständen ihr Leben fristen, der Gedanke an die Brotzuteilung des kommenden Tages näher ist als die Erwartung der nahen Weihnacht. Und dennoch, Klaus Renken hatte mit der Spitze einer Steingutscherbe in das verblichene Grün der Zellenwand einen Strichkalender geritzt. Für den Dezember immer sieben senkrechte Striche in einer Reihe. Das viermal untereinander und noch drei Striche bis zum Jahresschluss. Der vordere Strich einer Reihe stand jeweils für einen Sonntag. Zum ersten Sonntag ritzte Klaus Renken mit seiner Scherbe das Abbild einer brennenden Kerze an die Wand. Dazu einen Tannenzweig. Das wiederholte er an jedem folgenden Sonntag. So entstand ein weihnachtliches Bild, einfach und naiv; aber doch dazu angetan, Erinnerungen wachzurufen. Sie führten

die Gefangenen in die ferne Heimat, hin in ein Leben friedlicher Geborgenheit.

An einem Abend in der Vorweihnachtswoche wurde unerwartet die Zellentür geöffnet und der Prankl Alois – mit sämtlichen Sachen, wie es hieß – vom Wachhabenden aus der Zelle geholt. Es reichte gerade noch zu einem „Mach’s gut“ unter den Kameraden; dann fiel die Tür ins Schloss, der Schlüssel wurde gedreht und abgezogen. Über den langgezogenen Flur des Zellentraktes verhallten die Schritte, wurden leiser, waren nicht mehr zu hören.

Klaus Renken war allein. Die erste Nacht in Einzelhaft verbrachte er – ohne rechten Schlaf – frierend, war doch mit Alois Prankl auch dessen schützender Mantel mit aus der Zelle gegangen. Nach der morgendlichen Brot- und Heißwasserzuteilung erwärmte sich Klaus Renken an dem Getränk. Danach verkroch er sich unter seiner alten Militärjacke und der ihm verbliebenen Zeltplane. Immer wenn er die Kälte in den Gliedern spürte, versuchte er, sich durch mannigfache Bewegungen zu erwärmen. Er lief in der sechs Meter langen Zelle hin und her. Dabei vergingen Zeit und Kälte.

Inzwischen hatte Klaus Renken eine vierte Kerze an die Wand geritzt, täglich auf ein Stückchen Brot verzichtet und es gesammelt, um am Weihnachtsabend mit dem so Ersparten ein zeitgemäßes Festmahl zu begehen. Er wollte einfach an diesem Abend nicht hungrig bleiben. Der Wandkalender zeigte den 24. Dezember an. Die Stunden des Tages liefen wie üblich in öder Eintönigkeit dahin. Nichts – außer der naiven Wandzeichnung – erinnerte an Weihnachten. Winterliche Kälte drang von der Fensternische her unaufhaltsam in die Zelle. Als der Abend anbrach, löffelte Klaus Renken die ihm gereichte Suppe eilends hinunter, um die Wärme der Flüssigkeit zu speichern. Dazu verzehrte er einen Kanten Brot. Der Hunger war gestillt, ein seltenes Wohlbehagen an diesem Heiligen Abend 1946. Der Eingeschlossene war ohne Hunger. Aber just in diesem Augenblick überkam ihn das Gefühl rettungsloser Verloren- und Verlassenheit. Ihn befiel unendliche Einsamkeit und tiefe Traurigkeit. Heimweh kam über ihn wie nie zuvor.



Er saß regungslos auf seiner Pritsche und war so sehr in Gedanken versunken, dass er kaum wahrnahm, wie die Tür der Zelle geöffnet wurde. Als er verdutzt aufblickte, stand in der Tür eine zierliche Frau. Sie war weiß gekleidet, trug eine Art Tracht, wie er sie ähnlich von den Krankenschwestern kannte. In ihrem mitleidvollen Blick war ein zaghaftes Lächeln. Klaus Renken traute seinen Augen nicht. Sollte es ausgerechnet in der Sowjetunion Engel geben? Ihm war bisher niemals einer begegnet. Und doch, die Frau im Türrahmen hatte etwas Engelhaftes an sich. Sie sagte nur: „Na nimm, Friitz!“ und reichte dem Gefangenen dabei eine zusammengerollte Decke. Der griff zu, und noch ehe er mehr schlecht als recht ein russisches „Spasiba“ – danke – stammeln konnte, war die Tür schon wieder geschlossen.

In seinen Händen hielt Klaus Renken eine dicke Decke. Die roch nach Pferd und Heu und Stall. Das Wunder jener Nacht vollendete sich für ihn, als er die Pferddecke ausrollte und darin einen zusammengeknüllten Fetzen Zeitungspapier bemerkte. Bei näherem Hinsehen fand er darin einige Fingerspitzen von jenem Stängeltabak, den die Russen Machorka nennen. Dabei drei Zündhölzer und die abgerissene Reibefläche einer Streichholzschachtel. Bleibt noch zu berichten, dass Klaus Renken sich in die Pferddecke einhüll-

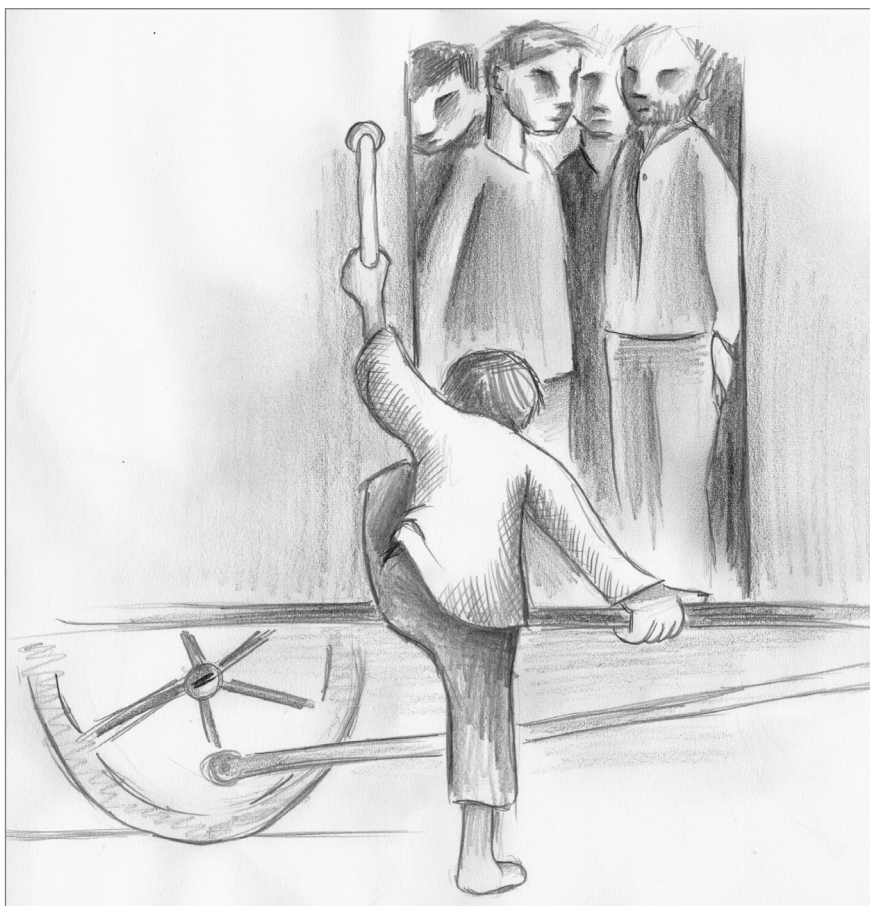
te und eine mit Zeitungspapier handgedrehte Machorka-Zigarette qualmte. Genüsslich zog er den Rauch in sich hinein. Der Tabak betäubte seine Sinne. Klaus Renken fiel in einen tiefen Schlaf, der ihm in dieser Stunde zur Gnade wurde.

Ich habe diese Weihnachtsgeschichte nie vergessen, die mein Vater regelmäßig mit dem Schlusssatz beendete: „Seht ihr, Kinder, und seit jener Nacht des Jahres 1946 glaubt Klaus Renken, dass es Engel gibt. Überall auf unserer Erde und in jedem Land dieser Welt.“ *

Die Kraft spendende Weihnachtspredigt

Am 8. Mai 1945 musste die deutsche Wehrmacht kapitulieren. Es hätte ein Tag der Befreiung werden können, wenn die Sieger uns gemäß der Genfer Konvention behandelt hätten. Unsere Division lag bei Kriegsende im Raum Olmütz in der Tschechoslowakei. In der Nacht zum 8. Mai waren überall Flugblätter abgeworfen worden mit dem großen Aufmacher „Die deutsche Wehrmacht hat bedingungslos kapituliert“. Unser Regimentskommandeur, Oberstleutnant Sauer, nahm sich das Wort „bedingungslos“ derart zu Herzen, dass er sich mit seiner Pistole erschoss. In der Tschechoslowakei sollen noch etwa eine Million deutsche Soldaten im Einsatz gewesen sein.

Am 10. Mai fing unser Leidensweg an. Wir marschierten in riesigen Kolonnen über zweihundert Kilometer bis zum Konzentrationslager Auschwitz. Die Verpflegung war sehr knapp und das Trinkwasser auch. In Auschwitz mussten wir einige Tage an der Demontage und Verladung des großen I. G. Farben-Chemiewerks arbeiten. Laufend gingen Gefangenen-Transporte nach Russland. Auch wir wurden in Waggons verladen. Die Gefangenen waren so durchmischt worden, dass von den alten Einheiten nur kleine Grüppchen übriggeblieben waren. Auf Schmalspur mit fünfzig und ab Smerinka auf Breitspur mit hundert Mann im Waggon wurden wir ostwärts geschaukelt. Die Fahrt in den überfüllten Waggons war die Hölle. Die Toten wurden täglich ausgeladen. Nach 28 Tagen kamen wir im Kohlerevier Stalinogorsk östlich von Tula an. Nach einem Marsch von rund sechs Kilometern erreichten wir das Lager. Nur der beleuchtete Stacheldraht außen herum und eine Baracke waren fertig. Ansonsten waren Zelte aufgestellt. Je 24 Mann wurden in ein Zelt gewiesen. Nach einer Kommissionierung (Untersuchung) wurden wir in Bergarbeiter und Bauarbeiter eingeteilt. Ich war auch nicht mehr so kräftig und kam deshalb zu einer Baubrigade. Nun wurden weitere Baracken gebaut.



Anfang Dezember, es war schon bitter kalt, zog auch unsere Brigade in eine Baracke. Wir lagen so dicht wie Heringe auf den Pritschen. Die Verpflegung bestand aus 670 Gramm Brot, zwei Litern Kapustawasser und einem Zehntelliter Hirse- oder Maisbrei. Bei aller Kälte musste gearbeitet werden.

Dann kam die traurige Zeit, die Advents- und Weihnachtszeit. In Gedanken waren wir oft zu Hause, und das Heimweh machte uns viel zu schaffen. An eine Nachricht von den Lieben daheim war nicht zu denken, wo doch ganz Deutschland zerbombt und verwüstet war. Für diejenigen, die ihre Angehörigen in den Flüchtlings- und Vertreibungsgebieten hatten, war die Hoffnungslosigkeit am größten.

Es war vollkommen ungewiss, ob wir an Weihnachten auch nur eine kleine Feier halten könnten. Auf jeden Fall musste an Weihnachten gearbeitet werden. Unter den Schachtarbeitern war ein evangelischer Pastor. Dieser beriet mit vielen anderen darüber, wie man vielleicht abends, nach der Arbeit, eine kleine Feier zu Weihnachten auf die Beine stellen könnte. Die Lagerleitung war dagegen, ebenso die Politoffiziere des NKWD sowie die Antifa, die sich schon etabliert hatte.

Heiligabend rückte immer näher. Der Pastor hatte in seiner spärlichen Freizeit wohl schon an einer Predigt gearbeitet. Auf Verdacht war auch ein ganz primitiver Weihnachtsbaum besorgt worden.

Schließlich brach der 24. Dezember an. Frühmorgens gingen wir als Bauarbeiter zum Schacht 22, wo nur Russen arbeiteten. Dort bauten wir eine große Wohnbaracke. Die Gefangenen gingen an diesem Tage im Gänsemarsch zur Arbeit. In Gedanken waren wir daheim bei unseren Lieben. Gegen Abend gingen wir in schnellerem Tempo zurück ins Lager. Ich hatte mit einem Kameraden zusammen je 500 Gramm Brot gekauft oder durch Tausch erstanden. Das wollten wir abends mit heiliger Andacht als Weihnachtsgabe verzehren. Nachdem wir die Abendsuppe (Wasser mit Kohlblättern) verzehrt hatten, ging die Parole, dass es um acht Uhr eine kleine Weihnachtsfeier im Speiseraum gäbe.

Es wurde ein kleiner Weihnachtsbaum aufgestellt mit ein paar selbstgebastelten Kerzen und einigen Papierkugeln, die mit silbrigem Papier umwickelt waren. Das sprach sich im Lager schnell herum. Die zweite Schicht war im Schacht, aber alle anderen befanden sich im Lager. Der Raum füllte sich schnell. Beaufsichtigt wurden wir von einigen NKWD- und Antifa-Leuten. Dann kam der Pastor herein in seinen schwarzen Schachtklamotten, das Gesicht mit Schnee gewaschen. Wasser wurde nur zum Kochen und zum Teekochen verwendet.

Zuerst hielt der Pastor eine kleine Ansprache zur Einführung. Dann wurden einige Weihnachtslieder gesungen zur festlichen Einstimmung. Danach begann der Pastor mit seiner langen Predigt. Er trug das Evangelium von der

Geburt Christi vor und sprach vom Frieden auf Erden. Nach jedem Absatz der Predigt rief er in den Saal: „Auch für Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr!“

In dieser traurigen Atmosphäre machte uns der seit diesem Abend hochgeachtete und bekannte Pastor wieder Hoffnung und Mut und gab uns Glauben. Alle lauschten still seinen Worten, und allen liefen die Tränen die Wangen herunter. Danach wurden alle Strophen von „Stille Nacht, heilige Nacht“ gesungen, mit Andacht und tiefer Inbrunst.

Am Ende gingen alle mit Tränen in den Augen und ohne ein Wort zu sagen in die Unterkunft zurück auf die Pritschen.

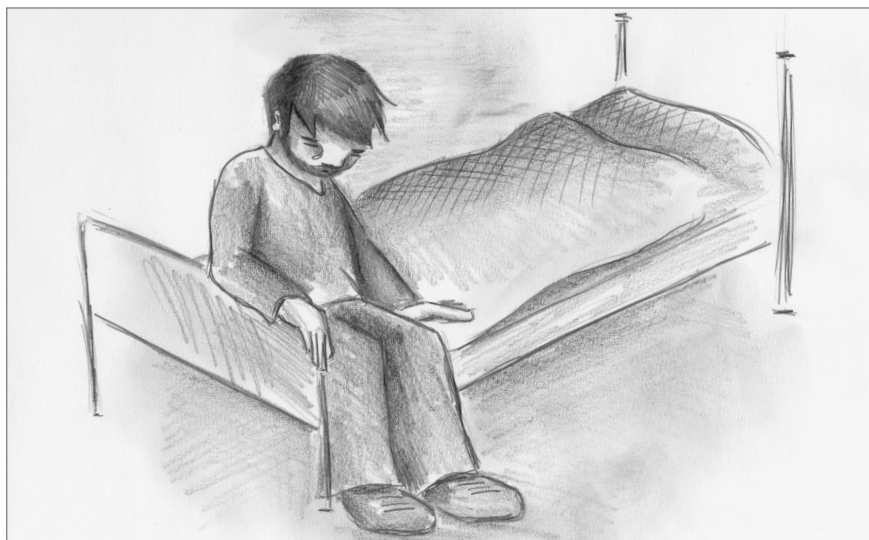
Es war das traurigste und tiefgreifendste Weihnachtsfest in meinem Leben, das ich nie vergessen kann. ❄

Matthäus 26, 75

Kurz vor Weihnachten 1947 waren wir von Woronesch zu den Kohlengruben im Donezbecken transportiert worden. Ich war damals in den Kohlengruben Nr. 3 und Nr. 10 bei Wolodarka eingesetzt. Die allgemeinen Ängste vor den Gruben, die bei uns allen anfangs vorhanden gewesen waren, waren inzwischen zerstreut.

Das nahende Weihnachtsfest spürte jeder, aber rechte Weihnachtsstimmung kam nicht auf, da wir alle wussten, dass an diesen Tagen genauso gearbeitet werden musste wie an jedem anderen Tag.

Wir hatten in unseren Reihen einen evangelischen Geistlichen, der sogar noch ein Gebetbuch besaß. Es war allerdings stark zerfleddert. Ich sprach mit dem Mann über Weihnachten, merkte dabei aber, dass er für eine weihnachtliche Spontanaktion nicht zu haben war. Er hatte Angst vor Repressalien durch die Russen.



Ich hatte am 24. Dezember 1947 Nachtschicht und deshalb am Vormittag Freischicht und Zeit für „Weihnachtsvorbereitungen“. In unserem Lager wuchsen kleine, stachelige Sträucher. Was das für Gewächse waren, weiß ich bis heute nicht. Diese Sträucher pflückte ich und steckte sie in unserem Zimmer überall hin, wo es nur ging. In unserer Stube waren zwölf Mann untergebracht, und daher war sie nicht sehr klein.

Dann sprach ich einen Bayern an, der in der Musikkapelle des Lagers spielte und deshalb eine Zither besaß, ob er mir behilflich sein wolle. Er bejahte es ohne zu zögern. So spielte dieser gegen zwölf Uhr am Heiligen Abend in „meinem“ Zimmer mit weihnachtlichen Liedern auf; und siehe da, langsam, aber von allen Seiten näherten sich die Landser und blieben vor unserem Zimmer stehen, kamen auch herein und hörten zu.

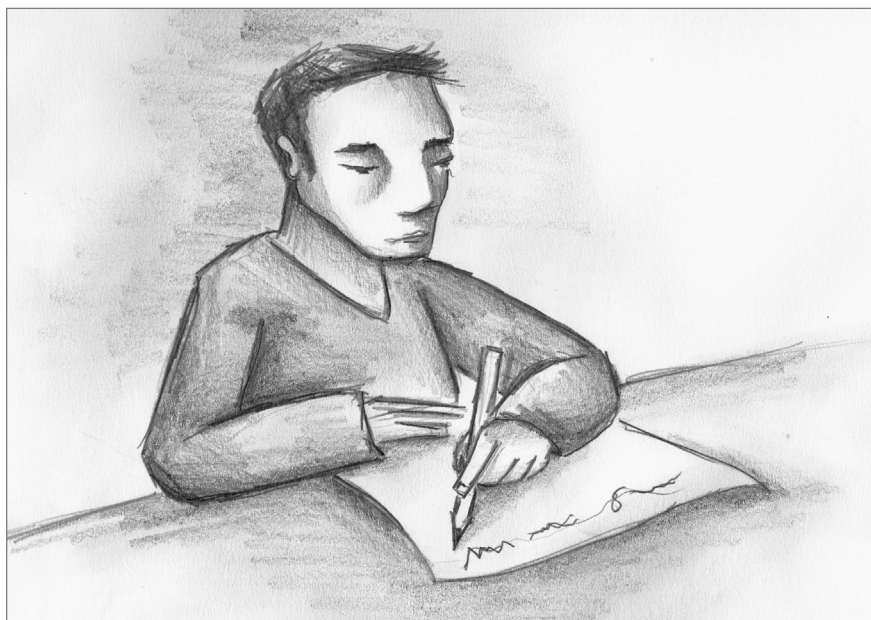
Als genügend Leute da waren, holte ich mir von dem evangelischen Geistlichen das Gebetbuch, suchte das Lukas-Evangelium und las dieses dann vollständig den versammelten Lagerinsassen vor. Anschließend spielte „mein Bayer“ wieder Weihnachtslieder, und alle, zumindest die, die anwesend waren, hatten ein Weihnachten. Repressalien durch die Russen gab es nicht.

Als ich dem evangelischen Geistlichen das Gebetbuch wieder zurückbrachte, saß dieser auf seiner Pritsche und weinte bitterlich. *

Gefangenen-Weihnacht in Sibirien 1945

In meinen Papieren befindet sich das Gedicht eines österreichischen Pfarrers – wir nannten ihn Sepp –, der im Lagerlazarett in Rubzowsk bei Nowosibirsk mit stiller Duldung der russischen Lagerärztin unsere sterbenden Kameraden betreute. Wir durften beim Krankentransport zum Ural auf keinen Fall irgend etwas Schriftliches mitnehmen. Wer dabei erwischt wurde, den schickten die Russen sofort wieder ins Lager zurück. Ich lernte daher damals das Gedicht auswendig und schrieb es sofort nach der Rückkehr aus russischer Gefangenschaft 1948 nieder.

Bei dem „Sumpf aus Blut und Wunden“ handelt es sich um die Begräbnisstelle der verstorbenen Kameraden. Sie wurden einfach in einen Sumpf gekippt.



Wer gefangen in Sibirien,
wo der Sturm die Steppe fegt
und um lehmverschmierte Katen
heulend seine Peitsche schlägt,
wo das Brüllen der Fabriken
nur die Arbeitsfron durchbricht,
trägt das Heimweh nach der Heimat
und den Hunger im Gesicht.

Keine Träne tilgt das Grauen,
keine Freude bricht den Schmerz;
nur die milden Sterne tauen
Balsam in das wunde Herz,
dass dem Helfer Gott verbunden,
wenn der Tod die Brüder mäht
und im Sumpf aus Blut und Wunden
seine Ewigkeit ersteht.

Keine Tanne zeigt das Wunder
deutscher Weihnacht für den Christ;
über Trümmer, Schutt und Asche
klingt kein Lied, kein Brieflein grüßt.
Lumpen nur und Ungeziefer,
Schmutz und Hunger, Leid und Weh
schleppt ein Volk, vom Feind geschlagen,
durch Sibiriens Glut und Schnee.

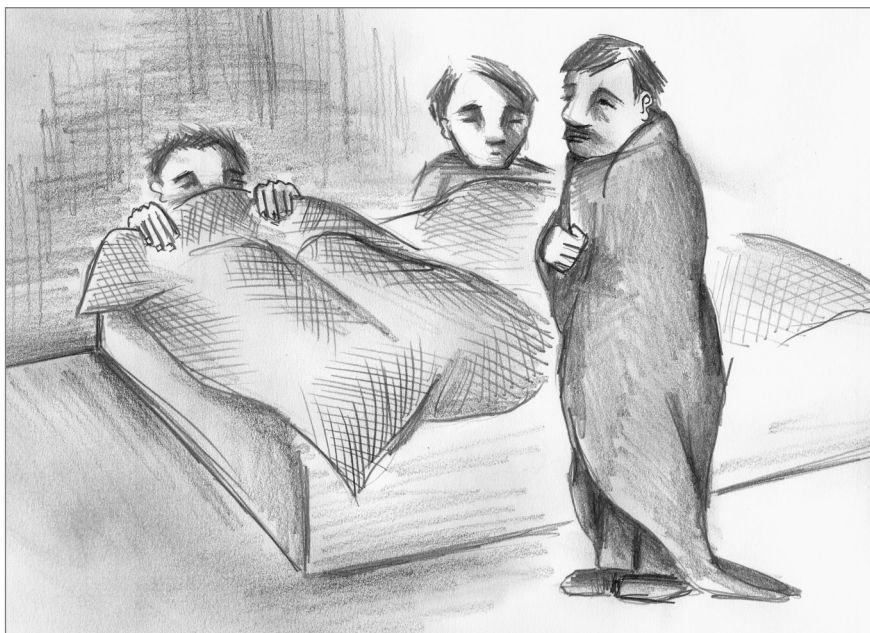
Großer Gott, wir bauen fester
nur auf deine Vaterhand,
und wir fühlen uns erlöster,
kehren wir zurück ins Heimatland.
Deutsche Männer tragen freier
als der Bretterzaun erlaubt,
durch Sibiriens Fron und Grauen
in die Zukunft Herz und Haupt. ✱

Weihnachtsverweigerung und Weihnachtsversöhnung

Der 24. Dezember 1945 unterscheidet sich für uns im Spezialhospital (Hungerhospital) in Paschkowskaja/Krasnodar in nichts von jedem anderen Tage. Als Verpflegung gibt es frühmorgens eine dünne Scheibe Russenbrot, ein Kügelchen Butter daumennagelgroß und einen Becher Tee. Das Mittagessen besteht aus einem Teller dünner Suppe und Brei, der uns auf einer Untertasse gereicht wird. Am Spätnachmittag bekommen wir eine dünne Scheibe Brot und versalzenen Schafskäse dazu. Das ist alles.

Ich habe meine schwere Krise überstanden. Das Fieber ist weg. Man hat mich auf Zimmer 8 gelegt. Hier liegen keine Schwerkranken. Ich fühle mich auch wieder wohler und habe einen unbändigen Appetit. Aber wie soll einer von den geringen Tagesrationen satt werden? Oder ich müsste es so machen wie mein rechter Bett Nachbar, der seine winzigen Portionen verschenkt hat, weil er meinte, als Kranker und Unterernährter eher nach Hause zu fahren. Aber er hat nicht durchgehalten. Vor zwei Tagen haben sie ihn auf einer Bahre fortgetragen, für immer. Nein. Das möchte ich nicht. Hier möchte ich nicht begraben sein. Ich habe mir vorgenommen, wieder zu Kräften zu kommen. Deshalb tausche ich meine Tabakrationen gegen Brotscheiben ein. Es finden sich da immer Abnehmer. Auch auf unserem Zimmer liegt ein starker Raucher. Er erzählt gern dumme Witze und schildert sich als Frauenheld. Ich halte ihn jedoch für einen Angeber. Aber ich brauche sein Brot. Er bekommt dafür meinen Tabak.

Eben jetzt hat er gerade wieder eine anrühige Geschichte erzählt, als die Tür aufgeht, ein älterer Kriegsgefangener eintritt und sich in die Mitte des Raumes stellt. Wir erkennen in ihm, trotz der Wolldecke, die er der Kälte wegen umgeschlagen hat, den Offizier. Und als er zu sprechen anfängt, wissen wir es genau: Es ist ein Pfarrer! Er bittet höflich, uns eine Andacht halten zu dürfen. Da sich kein Widerspruch erhebt, fängt er an, uns von Weih-



nachten zu erzählen. Ich habe sogleich meine Schlafdecke über die Ohren gezogen und sehe, dass es andere Kameraden ebenso tun. Aber einige hören hin, und ich höre auch trotz der Decke.

Der Pfarrer spricht mit fester, ruhiger Stimme, dass jedes Wort zu verstehen ist. Ich will ihn aber gar nicht verstehen. In diesem unseren Kriegsgefangendasein möchte ich nicht an Weihnachten erinnert werden. Das passt nicht zu unserem erbärmlichen Elendsleben. Schließlich schaue ich wieder unter der Decke hervor und sehe die Augen einiger Männer glänzen. Sind es Tränen, oder glänzen sie von etwas anderem? Ich kann das nicht begreifen. Mir ist die Sache sowieso schon unbehaglich. Als mit einem Mal die Tür aufgestoßen und der Redefluss des Pfarrers unterbrochen wird, bin ich richtig froh. Eine kleine russische Krankenschwester tritt herein mit einem Tablett klirrender Gläser und Medizinflaschen und ruft laut: „Kamerad, Schluss machen!“ Der Pfarrer hört auf, macht eine Verbeugung gegen die Schwester und geht. Bevor er aber den Raum verlässt, bittet er uns noch, zu der anschließenden Weihnachtsfeier in den großen Saal zu kommen. Ich kämpfe mit mir. Doch dann bleibe ich liegen. Für mich ist Weihnachten vorbei.

1947 im Hafenzug in Noworossisk am Schwarzen Meer. Anfang Dezember ist es in den Bergen der Hafenbucht noch derartig warm gewesen, dass wir im Steinbruch noch in Hemdsärmeln arbeiten konnten. Doch gerade am 24. Dezember fällt der erste Schnee. Es ist am Nachmittag ein besonderes Erlebnis, durch die winterlich verschneite Welt ins Lager zurückzufahren. Beim Zählappell wird uns mitgeteilt, dass am Abend eine Weihnachtsfeier stattfinden und dass am ersten Weihnachtstag kein Arbeitseinsatz sein würde. Diese Nachricht wird von allen mit größter Freude aufgenommen. Die Kulturgruppe hat sich für den ersten Feiertag ein nettes Unterhaltungsprogramm ausgedacht. Für die Weihnachtsfeier am Heiligen Abend ist von unserem Lagerchor schon wochenlang zuvor geübt worden. Ich gehöre mit zu dieser Singegruppe, die von Major Thalemann geleitet wurde, und bin mit großer Begeisterung dabei. Kurz vor der Weihnachtsfeier kommen wir noch einmal zu einem Ansingen zusammen. Dann geht es in die größte Baracke, in der schon alles vorbereitet ist. Durch den langen Mittelgang stößt man auf eine christbaumgeschmückte Bühne, auf der wir dann Aufstellung nehmen.

Dichtgedrängt sitzen unsere Landser auf den Pritschen oder haben stehend die Gänge eingenommen. Die Bänke dicht vor uns sind vom russischen Lagerpersonal besetzt. Einige Offiziere haben Frauen und Kinder mitgebracht. Ich habe nie wieder eine solch herzliche Einmütigkeit zwischen Siegern und Besiegten erlebt wie an diesem Abend.

Mit Beethovens „Heilige Nacht, o gieße du Himmelsfrieden in dies Herz“ beginnt unser Chor die Feier. Wir merken schon hier, wie unseren Männern die Augen feucht werden und die Russen in ein verwundertes Staunen geraten. Und nun läuft das Programm weiter mit Gedichten, Chorliedern und einer Ansprache unseres deutschen Lagerleiters.

Zum Ende hin singt dann der junge Tenor Jockel Rees das „Ave Maria“ von Schubert in einer Art, dass auch die überwältigt werden, die uns hier gefangen halten.

Als wir mit „Stille Nacht, heilige Nacht“ die Feier zum Ausklang bringen, liegt über allen Beteiligten eine Bewegtheit und Ergriffenheit, wie ich sie so

noch nie zuvor erlebt habe. Es ist dies bestimmt keine sentimentale Rührung, sondern eine Ahnung von der realen Kraft der Versöhnung, die von der Weihnachtsbotschaft her in uns wirksam werden möchte. Vielleicht hat mancher von uns und von den Russen in dieser Stunde verspürt, dass wir Menschen den Frieden und die Versöhnung nicht aus uns selber schaffen, sondern nur als ein unverdientes Geschenk Gottes entgegennehmen können.

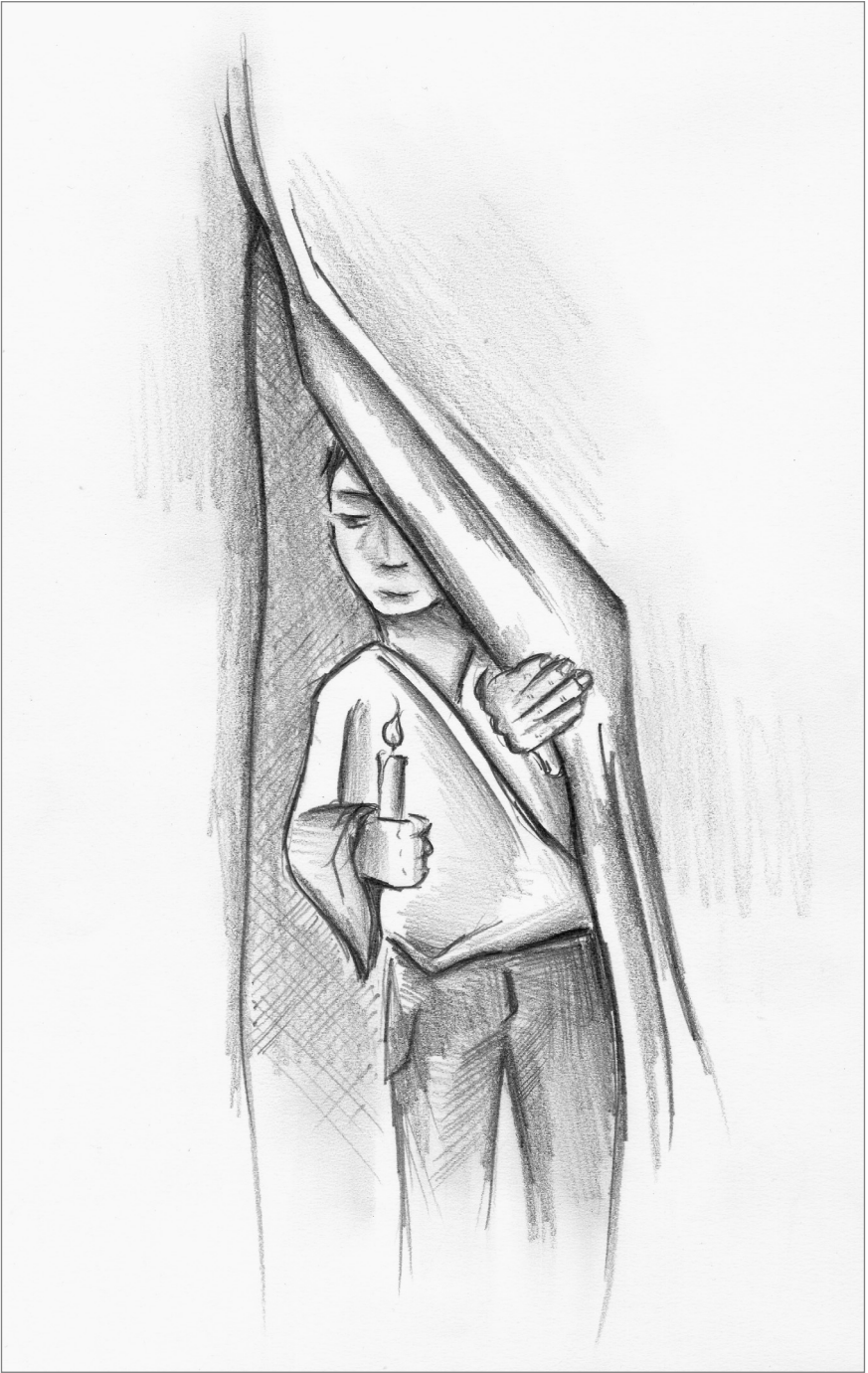
In dieser Weihnachtsfeier am Heiligabend 1947 ist der Friede im deutschen Kriegsgefangenenlager im Schwarzmeerhafen zu Noworossisk eine Wirklichkeit gewesen. *

Das Licht im Lager

Weihnachten 1945. Ein Zahnarzt und ich lagen in einer großen Halle eines Kriegsgefangenenlagers bei Irkutsk am Baikalsee zusammen mit 900 japanischen Mannschaften und Offizieren – zwei deutsche Ärzte in einer streng disziplinierten japanischen Einheit. Wir hausten an einer Fensterreihe in der unteren Lage zweier dicht nebeneinanderstehenden Doppelbetten, die durch eine Zeltplane von der Umgebung völlig abgeschlossen waren. So waren alle Offiziere untergebracht; die Lagerstätten der Mannschaften waren nicht umhüllt.

Es schneite. Heiligabend wollten wir feierlich gestalten. Für das „Festmahl“ hatten wir schon etwas von der kärglichen Verpflegung aufgespart. Es fehlte nur das Tannenbäumchen, gerade so groß, dass es im Zelt Platz hatte. Ich ging zum russischen Lagerkommandanten. „Jolka nada!“ – wir möchten ein Weihnachtsbäumchen haben. „Charascho!“ – gut. Ich kehrte zurück in dem Bewusstsein, das wird sicher nichts. Doch plötzlich, am späten Nachmittag, erschien ein Posten mit Gewehr. „Dawai, idi!“ – komm! Ich verstand. Schnell zog ich Pelz und Filzstiefel an und schritt durch das Lagertor hinaus ins tief verschneite Land. Vom Posten gewährte ich nichts. In einem nahen Kusselgelände schnitt ich mir eine kleine Fichte ab. Ich war glücklich, trug ein frisch verschneites Bäumchen behutsam, als wäre es mein eigenes Kind, zur Lagerstatt, und wir stellten es im Bettzelt auf. Es duftete herrlich frisch nach Wald! Die inzwischen geschmolzenen Schneekristalle hingen in kleinen Tropfen in den Zweigen und glitzerten anfangs im Licht der wenigen Kerzenstummel, die sich gerade zusammenfinden ließen. Unterm Bäumchen die Bilder unserer Frauen. In Decken warm verpackt nahmen wir unser kärgliches „Festmahl“ ein und erzählten uns von daheim.

So wurde es Nacht. Die Japaner feiern kein Weihnachten. Sie legten sich schlafen. Nur die ewigen Wasserläufer, die wie wir auch ihr Kohlsuppenwasser auf der Latrine draußen auf dem eisigen Hof loswerden mussten, trabten



fast unaufhörlich durch das Hallentor, und jedesmal wälzte sich beim Öffnen eine Nebelwolke auf unsere nahe gelegene Bettstatt zu. Wir sahen sie und fühlten ihre kalte Nässe.

Die wenigen Lichter unseres Bäumchens waren schon am Verlöschen, da plötzlich hob sich ganz sachte die rechte Zeltwand. Aus den Dunkel erschien die markige Gestalt des japanischen Majors mit einer langen brennenden Kerze. Sein locker gefaltetes blusiges Seidenhemd erstrahlte blütenweiß im Kerzenlicht und setzte sich scharf ab von der gepflegten khakifarbenen Uniformhose. Er verneigte sich vor uns, die wir aufrecht am Bäumchen hockten, sagte mit leiser Stimme „Happy Christmas“ und überreichte uns die brennende Kerze als Geschenk. So still er gekommen war, so verschwand er wieder im trüben Halbdunkel der Halle.

Ein fremder Mensch eines uns fremden Volkes war erschienen und gab zu erkennen, dass er wusste, was uns Deutschen Weihnachten bedeutet. Wir waren tief beeindruckt, ja ergriffen, fast unfähig, etwas zu sagen, wohl nicht einmal „Danke schön“; denn er war gleich wieder fort. Ein Hoffnungsstrahl in der Finsternis dieser ersten Gefangenenweihnacht 1945!

Als uns schließlich Dunkelheit umgab, lagen wir noch lange wach und hingen unseren Gedanken nach. Nur das ewige Trapp-Trapp-Trapp der Wasserläufer, das Ächzen des Hallentores, die kalte Nebelwolke verrietten, dass Leben um uns pulste. *

Nahrhafter Schwindel

Es geschah im Dezember 1945 in russischer Kriegsgefangenschaft. Tatort: Das Außenlager Ziegelei im Süden von Tiflis. Der Brennofen war zu einem Mannschaftslager für 40 deutsche und 40 ungarische Gefangene umfunktioniert worden. Im Gebäude davor waren ein russischer Offizier, sechs Soldaten und vier ungarische Offiziere als Wachpersonal, die Küche und die zwei ungarischen Köche untergebracht.

Rumänen und Ungarn waren in ihre üblichen Uniformen einschließlich Schuhzeug gekleidet. Wir Deutschen hingegen waren nur noch in russische Lumpen gehüllt und mussten barfuß gehen. Da die Küche in ungarischer Hand war, wurden bei den abendlichen warmen Mahlzeiten, die meist aus Hirsesuppe bestanden, erst die ungarischen und rumänischen Gefangenen bedient, wobei für uns Deutsche meist nur noch eine warme Brühe übrigblieb.

Die Aufgabe des Außenlagers bestand darin, einen Gebirgspfad, der in Richtung türkische Grenze führte, zu einer Straße auszubauen. Am Fuße dieser Baustelle stand eine Hütte mit Geräten, die höchstens für 50 Mann ausreichten. Deshalb gab es jeden Morgen ein Gerangel um diese paar Geräte, da diejenigen, welche keine ergattern konnten, mit bloßen Händen arbeiten mussten.

Am 17. Dezember hatte mein Kamerad Heinrich einen Spaten greifen können, den ihm aber Ungarn wieder abnahmen. Ich wollte ihm helfen und ging sofort dazwischen. Einer der Ungarn schlug mir dabei den Spaten auf den Kopf, und ich sank bewusstlos zu Boden. Als ich wieder zu mir kam, lag ich am Lagerfeuer, das von einem ungarischen Oberfähnrich – Offiziersanwärter – unterhalten wurde. Ich war ihm wegen meiner Golddoublé-Brille mit abgeschragten Gläsern aufgefallen. Er fragte mich, was ich bei der Wehrmacht gewesen sei, und ich antwortete: „ROB Unteroffizier“ – das heißt ebenfalls Offiziersanwärter.

Zu bemerken ist, dass sowohl in Russland, Rumänien als auch in Ungarn ein Offiziersanwärter bereits zum Offizierskader gehörte und unter anderem Anspruch auf bessere Kleidung und Verpflegung hatte. Bei uns musste man erst zum Leutnant befördert worden sein. Der Ungar meinte, ich solle einfach sagen, dass ich Offizier sei. Dann müsse ich mich nicht mehr mit meinen Landsleuten herumschlagen.

Am 18. Dezember trat ich beim allmorgendlichen Appell vors Glied und sagte: „Ich bin Offizier und verweigere die Arbeit.“ Zu diesem Zeitpunkt musste ein deutscher Offizier nicht, konnte aber freiwillig arbeiten. Unser Boss nahm mir daraufhin die Brille ab, schaute mich verwundert an und sagte dann schlicht: „Bleib im Lager.“

Danach fuhr er ins Hauptlager, um Meldung zu machen und um Proviant abzuholen. Als er zurückkam, brachte er unter anderem eine Kunststeinplatte mit, die ich mit vom Lkw abladen und vors Haus tragen sollte. Ich konnte sie aber nicht richtig festhalten, und sie fiel mir auf den linken Fuß, wobei sie den Mittelfußknochen zerschmetterte. Die Behandlung bestand einzig und allein aus nassen Umschlägen. Nun war ich arbeitsunfähig.

Am 20. Dezember kam der Kommandeur des Hauptlagers in Begleitung eines Arztes und eines NKWD-Offiziers, um mich zu vernehmen. Sie nahmen mir als erstes wieder die Brille ab, schauten mich an und fragten mich, warum ich mit so schlechten Augen Soldat sei (minus neun Dioptrien beidseitig und Nachtblindheit). Ich erklärte, dass es eine Folge von Fleckfieber sei, und sie gaben mir meine Brille zurück. Nun wollten sie meinen Dienstgrad wissen, und ich erwiderte: „Leutnant.“ Daraufhin legte mir der Arzt einen Verband an.

Drei Tage später, am 23. Dezember, ließ mich der Boss zu sich kommen, als er mit Proviant vom Hauptlager zurückgekehrt war. Er sagte zu mir: „Du bist Offizier wie ich und hast Anspruch auf gute Verpflegung. Du bekommst von September bis heute Verpflegung nachgeliefert.“ Dabei deutete er auf Säcke mit Hirse, weißen Bohnen, Mehl und zwanzig Laiben Brot sowie Sonnenblumenöl. Er fragte mich, was ich mit all dem machen wolle. Ich antwortete nach kurzer Überlegung: „Wir nehmen alles zur Normalverpflegung

hinzu und feiern damit Weihnachten.“ Außerdem verlangte ich, dass zwei deutsche Feldköche das Essen zubereiten dürfen und wir Deutschen an diesem Tag als erste bedient würden. Er war damit einverstanden und erließ auf der Stelle die entsprechenden Befehle.

Zwei Kameraden hatten am Morgen des 24. Dezember einen Christbaum aus dünnen Ästen gebastelt und ihn mit Watte aus den Matratzen geschmückt. Als dann Heiligabend angebrochen war und wir in unserer Baracke beisammen waren, hielt ich eine kleine Andacht. Anschließend sangen wir einige Weihnachtslieder, wobei sogar die Rumänen und Ungarn mitsangen. Nach dem Singen kamen schließlich die Feldköche mit dem Essen. Und ich bat alle meine Kameraden aufzustehen, um im Stillen zu beten und an die Lieben in der Heimat zu denken. So konnten wir Deutschen uns das erste Mal seit Monaten wieder satt essen.

Deswegen ist der 23. Dezember ein ganz besonderer Tag für mich. *





KARL HANSS

Weihnachtslied für den Natschalnik

Es ist Heiligabend 1948. Die Frühschicht vom Kohlenbergwerk Stalinschacht bei Polowinka im mittleren Ural kommt gegen Abend aus tausend Meter Tiefe hoch. Die schwere Arbeit in der ewigen Nacht ist mal wieder geschafft. Nach dem Baden und Antreten führt der Posten die deutschen Gefangenenbrigaden ins Lager zurück. Obwohl es in der Sowjetunion für das arbeitende Volk keine Sonn- und Feiertage gibt – nur der 1. Mai und die Oktoberrevolution werden großartig mit Militäraufmärschen gefeiert –, vergessen wir nicht unser Weihnachtsfest. Die russische Kirche ist ja ausgeschaltet. Die noch Gläubigen feiern in aller Stille am 6. Januar ihre Weihnacht. Aber arbeiten müssen sie gehen.

Mit etwas Freude, aber mehr Wehmut im Herzen bewegen mich meine Gedanken, bei meinem schweren Schicksal. Es hat sich ja schon vieles gebessert in den viereinhalb Jahren, in denen ich schon in Gefangenschaft bin. Vor dem Posten, der uns führt, hat man keine Angst mehr. Kein Anbrüllen oder Schlagen oder gar Schießen. Im Lagerhof angekommen, sieht man eine Überraschung. Es wird ein Kastenschlitten voll Brot ausgeladen. Man kann es gierig riechen. Soll es doch wahr sein, dass im Lager für uns eine Kantine aufgemacht wird? Seit der russischen Währungsreform im Oktober, seit auch wir Geld verdienen, wird davon gemunkelt.

In der Barackenunterkunft noch einmal eine Überraschung: Da liegt ein schönes Weihnachtstännchen. Nachdem wir unseren großen Hunger in dem primitiven Speisesaal etwas gestillt haben, kommt gleich unser Lagervertreter auf die Bude gerannt und sagt: „Ihr müsst den Baum gleich aufstellen und zieren, es dauert nicht lange, dann kommt der Natschalnik und will ihn sehen!“ Da fallen wir aus allen Wolken. Der Natschalnik, das ist der russische Lagerkommandant, unser Gebieter über Leben und Tod. Den dürfen wir nicht enttäuschen! Den Christbaum zieren, aber womit? Wir haben ja gar keinen Schmuck! Aber das ist keine Entschuldigung. Alle sind nervös und hektisch. Einige gehen auf die Suche nach Abfällen, Stanniol oder dergleichen. Mit Erfolg. Bei einem Bastler wird Lindenbast ergattert. Andere stellen das Tännchen auf. In aller Eile wird so mit Phantasie aus Stanniol und hellgelbem Lindenbast Christbaumschmuck gebastelt. Das Werk gelingt, und wir atmen auf. Und da kommt auch schon einer zur Tür hereingerannt und meldet: „Der Natschalnik kommt!“

Große Aufregung! Schnell alle, ungefähr zwanzig anwesend, am Christbaum aufstellen! Totenstille. Der Natschalnik tritt mit zwei Offizieren in Uniform ein. „Sdrastwuitje!“ (Guten Tag!) Auch wir antworten schlagartig mit „Sdrastwuitje!“ Die drei mustern unseren Christbaum und schauen sich wohlwollend an. „Krasiewa, otschin krasiewa“ (schön, sehr schön), sagt der gewaltige Russe und blickt uns lächelnd an. Wir atmen auf, denn in solch einer gütigen Laune kennen wir ihn bisher nicht. Zu unserem Brigadier sagt er einige Worte, und der sagt uns, dass er ein deutsches Weihnachtslied hören möchte. Wir entscheiden uns sofort für „Stille Nacht“. Es ist aber schwer, als

Gefangener mit gebrochener Seele zu singen, und es will nicht auf Anhieb klappen. Aber wir dürfen uns nicht blamieren, soviel Stolz haben wir noch. Einer gibt den Ton an und dirigiert. Da zündet es und klingt wunderbar in allen Strophen. Wir wissen, dass die Russen so gern deutsche Lieder und Musik hören. Alle drei lauschen aufmerksam, und die Belobigung bleibt nicht aus. Der Lagerchef gibt sogar bekannt, dass die neue Kantine eröffnet sei und wir einkaufen können.

Wir jubeln innerlich, es ist wirklich die erste Freude in der Gefangenschaft. Ich habe im Stalinschacht ja auch Geld verdient und kaufe mir Brot, Zucker und Marmelade. Das ist ein Vermögen! Rauchwaren brauche ich nicht, da ich nicht rauche, was mir unter anderem das Leben gerettet hat. Es gibt sogar Wein, aber der ist sehr teuer, den können wir uns nicht leisten. Manche besitzen weniger Geld. Sie müssen mit weniger vorliebnehmen, aber für Brot hat es jedem gereicht. Bevor ich mich auf der Pritsche nach viereinhalb Jahren Gefangenschaft einmal laben kann, habe ich im Geist mit meinen Lieben daheim Weihnacht gefeiert und Gott gedankt. Aber das Joch der Gefangenschaft muss ich weiterhin tragen und im Stalinschacht schuften ...

Stille Nacht, heilige Nacht,
klingt's durch den Ural.
Deutsche Kriegsgefangene singen es;
ihr Gesicht ist fahl.
Von der Hoffnung leben sie,
auf ein Wiederseh'n.
Wenn's nicht mehr in der Heimat ist,
so doch in sel'gen Höh'n. ❄

Wermut-Tee als Weihnachtsgabe und eine Bestattung

Als Angehöriger der Heeresgruppe Kurland geriet ich am 9. Mai 1945 mit etwa 200 000 deutschen Soldaten in russische Kriegsgefangenschaft. Im Juni 1945 wurde ich mit etwa 2 000 Offizieren im Bahntransport in eines der „Temnikow-Lager“ in der Autonomen Sowjetrepublik Mordwinien (Hauptstadt Saransk), und zwar in das Lager 58/3, verlegt. Es lag mit einem Dutzend weiterer Lager an einem Schienenstrang, der durch dichtbewaldetes Gebiet führte. Das Lager, das noch aus der Zarenzeit stammen mochte, hätte eine stil-echte Kulisse für einen Film über russische Arbeits- und Straflager abgeben können. Die Unterkünfte, natürlich Blockhäuser, hatten weder Beleuchtung noch Wasseranschluss. Nur wenige kleine Fenster erhellten die Räume, die mit zweistöckigen Pritschen voll belegt waren, am Tage nur notdürftig. Am Abend wurden sie mit einigen Kienspänen beleuchtet, die nur so lange brannten, wie die Gefangenen mit der Abendsuppe (einem Dreiviertelliter) und 300 Gramm Brot beschäftigt waren.

Den russischen Lagerkommandanten, einen grobschlächtigen, ungebildeten Oberleutnant, bekamen wir nur selten zu sehen und wenn, dann nur, um uns zu beschimpfen. Ein deutscher Sonderführer aus dem Baltikum, Pastor Beermann, diente ihm als Dolmetscher. Er ersparte uns in seiner taktvollen Art die größten Beleidigungen, die er in seiner Übersetzung abschwächte oder einfach wegließ.

Seit einer bewegten Politversammlung im August war uns klar, dass es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis wir alle zur Arbeit herangezogen werden würden. Die Sowjetunion hatte die Genfer Konvention von 1925 nicht unterschrieben, die einen Arbeitseinsatz von Offizieren verbietet. Das brachte einige Kameraden auf den Gedanken, sich freiwillig zur Arbeit zu melden und sich dabei die Arbeit aussuchen zu können. Der Arbeitsinspektor ging

darauf ein und bot ihnen die Holzsohlenbrigade an. Mein Freund Wolfram Heumann und ich schlossen uns ihnen an. Als dann im Herbst 1945 die Arbeitspflicht für alle Offiziere erklärt wurde, musste ein großer Teil von ihnen im Wald arbeiten, das heißt Holz einschlagen und auf Schlitten zur Bahnstrecke befördern. Das war ein harter Job, besonders im Winter. Erst wenn es kälter als minus 27 Grad war, brauchten sie nicht auszurücken, und das war auch keine Seltenheit.

Wir aber hatten bessere Arbeitsbedingungen in unserer Werkhalle, in der wir Holzsohlen schnitzten. So waren wir im Winter früh mit unserer Arbeit fertig, weil wir nur bei Tageslicht arbeiten konnten, und sahen die Waldkommandos ins Lager einrücken. Auf ihren Schlitten brachten sie eine Ladung zwei Meter langer Stämme mit, unter anderem für unsere Holzsohlen. Es war ein erschütterndes Bild: Pro Schlitten schleppten etwa vier oder fünf Offiziere unserer ungeschlagenen Heeresgruppe Kurland, in Lumpen gehüllt, etwa zwei Raummeter Holz mit letzter Kraft ins Lager. Es war für mich das Sinnbild unserer Versklavung. Ich werde diesen Anblick nie vergessen.

So waren wir im Winter relativ früh in unserer Baracke zurück und erwarteten die Abendsuppe, die etwa um 17.30 Uhr kam. Kameraden, die am Tage an trockenes Holz gekommen waren, entzündeten beim Essen ihre Kienspäne. War man durch die Abendsuppe etwas warm geworden, froh man anschließend bei der Zählung, die bis zu einer halben Stunde dauerte, wieder tüchtig durch, weil die Zählung wiederholt werden musste, wenn der Offizier vom Dienst sich verzählt hatte.

Nach Rückkehr in die Baracke brannten nur noch wenige Kienspäne. Die einzige Rettung vor dem totalen Stumpfsinn war dann ein Gespräch mit dem Nachbar auf der Pritsche, möglichst nicht über das Essen, ein Thema, das begreiflicherweise einen viel zu breiten Raum einnahm. Doch es gab unter den Offizieren genügend hochgebildete Menschen, mit denen man über andere Themen sprechen konnte. Da war vor allem mein lieber Freund Wolfram Heumann, und da war auch der feinsinnige Oberleutnant von Miller aus München, ein Neffe des Gründers des Deutschen Museums. So manchen Winterabend standen wir an den großen Lehmofen gelehnt und lie-

ßen unseren Gedanken freien Lauf. Um es mit Goethe zu sagen:
„Vernunft fängt wieder an zu sprechen und Hoffnung wieder an zu blüh'n.“

So etwa gestaltete sich unser Feierabend im Winter. Lange vor dem offiziellen Zapfenstreich lag schon alles in drangvoller Enge auf den Pritschen. Die Kienspäne waren abgebrannt, die ersten Schläfer schnarchten schon, und die ersten Blasenkranken gingen schon wieder austreten auf die große Latrine am Ende des Lagers. Nur hier und da unterhielten sich noch zwei Nachbarn über die herrlichen Gerichte, die zu Hause ihre Frau oder Mutter zuzubereiten pflegte. Wenn man ihnen glauben durfte, hatten sie zu Hause wie die Fürsten gelebt. Es war Nacht über Mordwinien.

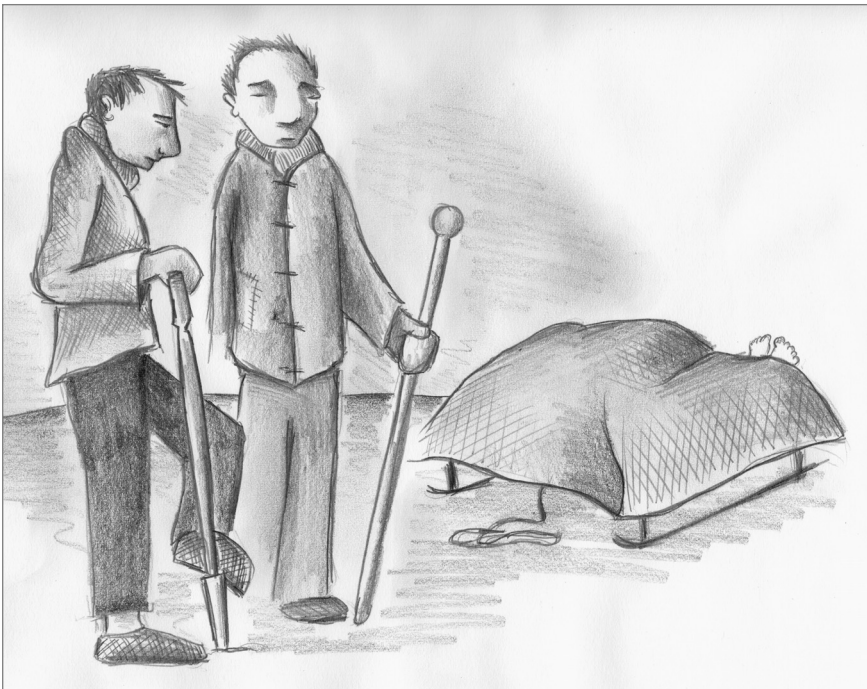
Die Tage, an denen in der ganzen christlichen Welt Weihnachten gefeiert wird, sind 1945 für mich mit ernstesten Erinnerungen verbunden. Die Feiertage fielen mitten in die Woche, und damit fiel Weihnachten aus. Es wurde gearbeitet. Wir hatten auch nichts anderes erwartet. Bitter war allerdings, dass der russische Lagerkommandant es sich nicht verkneifen konnte, uns bei der Zählung am Heiligen Abend mit unverhohlener Freude darauf hinzuweisen. Sicher hatte uns auch dieses Mal Pastor Beermann bei seiner Übersetzung mit dem Größten verschont. So saßen wir an diesem Abend länger als sonst in Gespräche vertieft beisammen, und unsere Gedanken gingen nach Hause. Es brannten auch wohl ein paar Kienspäne mehr als sonst. Und dann gab es doch eine kleine Weihnachtsgabe: Wolfram Heumann kam und fragte, ob ich einen Becher Wermut-Tee haben wollte, er habe getrocknete Kräuter aus dem Sommer aufbewahrt.

Später kam von Miller zu mir. Es war alles andere als weihnachtlich, was er auf dem Herzen hatte: „Unser Zug ist morgen mit Beerdigung an der Reihe, es werden zwei Mann gebraucht. Ich bin freiwillig dabei.“ „Dann mache ich auch mit,“ war meine Antwort. Jeden Tag verschieden ein paar junge Kameraden aus einem Transport von arbeitsunfähigen Gefangenen aus den Kämpfen im Raume Berlin, der in unserem Lager angehalten worden war, weil sie wie die Fliegen starben. Sie sollten in unserem Lager wieder „aufgepäppelt“ werden, was nur teilweise gelang. Für viele von ihnen war es damit zu spät. In unserem Lager selbst hatten wir ansonsten keine derartige Sterberate.

Am ersten Weihnachtstag machten wir beiden uns in aller Frühe auf den Weg zu der kleinen Hütte, in der zwei Leichen lagen. Vor der Hütte hielt ein Panjeschlitten. Beim Licht einer Sturmlaterne legten wir die nackten Leichen auf den Schlitten und deckten sie mit einem Bettlaken zu. Es waren zwei blutjunge Burschen, abgemagert zum Skelett.

Der Weg zum Friedhof war nicht weit. Allmählich wurde es hell. Nun sahen wir auch eine lange Reihe von Gräbern. Ein hartes Stück Arbeit stand uns bevor. Ende Dezember ist der Boden in Russland tief gefroren, aber es war dort Sandboden. Mit der in Russland üblichen Eisenstange (Lomm) und Schaufel arbeiteten wir zwei Stunden, dann konnten wir die beiden Toten in ein Grab legen. Sie hatten gewiss eine würdigere Bestattung verdient. Für uns war es dennoch ein Ehrendienst an den jungen Kameraden. Den Rest des Tages hatten wir arbeitsfrei.

Das war Weihnachten 1945. *



Ein wenig Menschlichkeit

Wieder einmal steht das Weihnachtsfest vor der Tür. Es weckt Erinnerungen an die Kinder- und Jugendzeit. In Reindlitz, einem kleinen Dorf im Sudetenland, stand mein Elternhaus, ganz nah am Wald am Berg. Was für schöne Weihnachtsfeste erlebten wir! Es gab keine großen Geschenke, doch wir waren glücklich. Heute stehen vom Haus nur noch die Grundmauern. Felder und Wiesen sind mit Sträuchern überwuchert. Für mich ist es trotzdem immer noch Heimat.

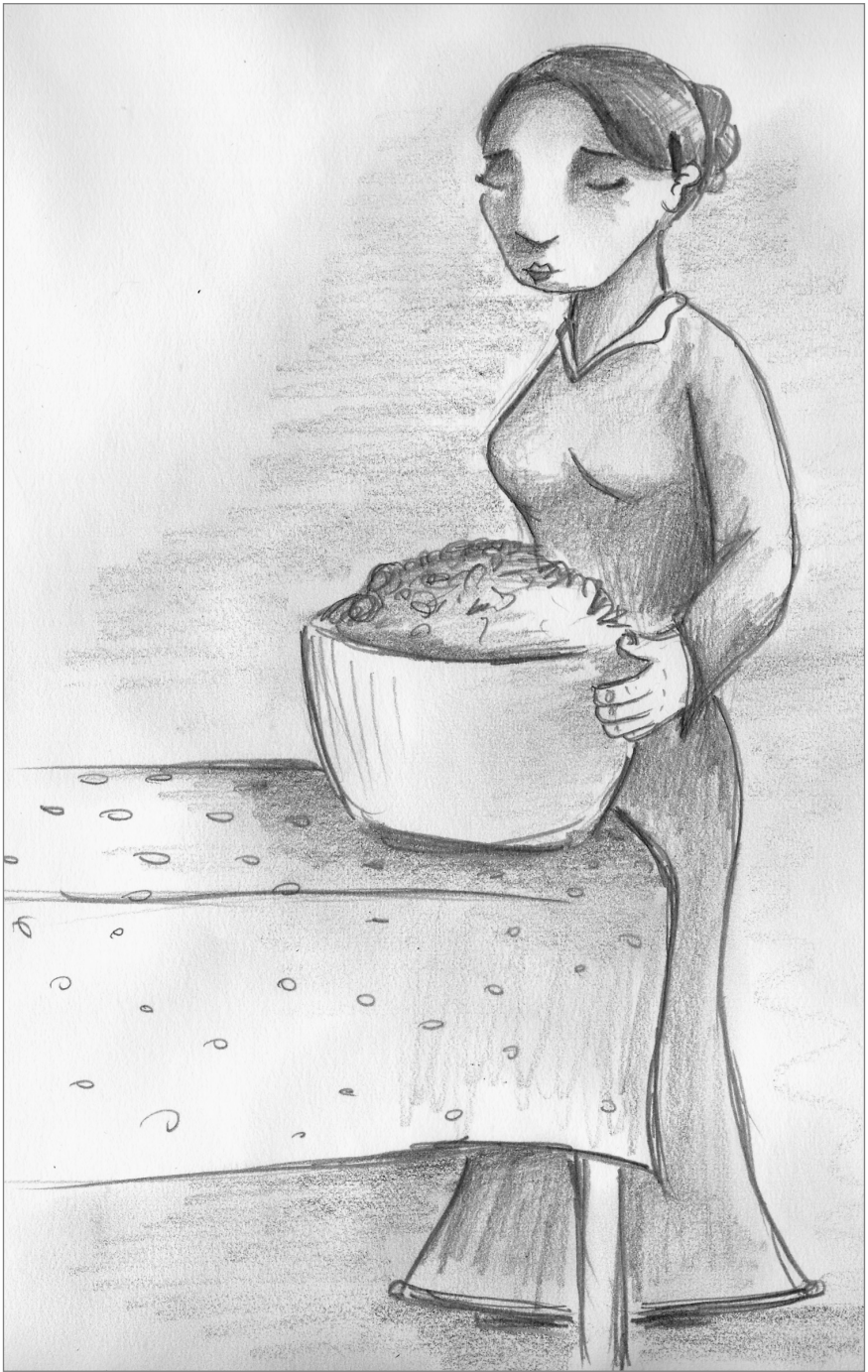
Es gab noch ein anderes Weihnachten, 1945. Welch schmerzliche Erinnerung. Das Kriegsende erlebte ich als Krankenschwester in Prag. Dort geriet ich in Gefangenschaft. Es begann ein unbeschreiblicher Leidensweg. Am 24. Mai 1945 landete ich in Theresienstadt, in der kleinen Festung, empfangen von Tschechen, Rotkreuzbinden am Arm und eisenbeschlagene Knüppel in der Hand, mit denen wahllos zugeschlagen wurde. Misshandlungen und Hunger waren unsere täglichen Begleiter. Etwas Kaffee, ein halber Liter Suppe und zweihundert Gramm Brot waren die Tagesration.

Den Sommer über mussten wir schwere Feldarbeit verrichten, immer von bewaffneten Wachen begleitet. Es wurde Herbst. Jetzt konnten wir in der Festung bleiben und mussten dort in den Werkstätten arbeiten. Ich kam in die Schneiderei. Da wurden für Waisenhäuser Hosen genäht. Ein älterer Verwalter war unser Chef, Hladibor war sein Name. Er war ein gütiger Mensch, der einzige, der uns Gefangene wie Menschen behandelte. Ich werde ihn nie vergessen.

Weihnachten rückte näher. Von meinen Angehörigen wusste ich nichts, obwohl mein Heimatort nur dreißig Kilometer entfernt war; schreiben durften wir nicht. Mein Mann war in Stalingrad vermisst; ich war allein. Doch da gab es noch die vielen Mitgefangenen. Alle mussten das gleiche Schicksal tragen.

Heiligabend. Gearbeitet wurde wie immer. Alle waren traurig, waren still, hingen ihren Gedanken nach. Am Nachmittag bekamen wir Besuch: die Frau des Verwalters. Sie brachte uns eine große Schüssel Kartoffelsalat, das schönste Geschenk. Wir konnten uns einmal satt essen. Sie hat das Verbot nicht beachtet, hat uns reich beschenkt. Wir waren dafür unbeschreiblich dankbar.

Um 19 Uhr wurden wir wie alle Tage in die kalten Keller gesperrt. Tränen liefen über die Gesichter. Da fing eine Frau an, „Stille Nacht, heilige Nacht“ zu singen; wir alle sangen mit. Doch bald klopfen die Wachen mit den Gewehrkolben an die Tür und schrien: „Ruhe“. Schwerverbrecher mussten mit der Waffe bewacht werden – wir waren Deutsche. ❄





HERBERT BAMBERG

Sein letztes Weihnachten

Uljanowsk an der Wolga, Weihnachten 1944. Es war stockdunkel. Da erklang armselig, aber innig, aus wenigen Kehlen das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“. Erst jetzt hatte ich ein Aha-Erlebnis. Ein anderes Erlebnis war aus mir nicht herauszuholen. Fern jeglicher Sentimentalität dachte ich: Muss das sein? Heute denke ich: Es war schön, es war das tiefste Erlebnis meines Lebens. Dieses Lied. Ich möchte es nicht missen.

Ich lugte unter meiner Decke hervor. In der Ferne erkannte ich Lichter, die an einem Christbaum befestigt waren; ach, ein Christbaum war das nicht, das

war ein armer Höngkes. Irgendjemand war dafür verantwortlich, dass es so arrangiert werden konnte, sogar mit ein paar Kerzenstummeln. Vielleicht gab es einen Kameraden, der das Glück hatte, in der Stadt zu arbeiten, eventuell hatte eine russische Frau ihm das Bäumchen und die Lichter für uns mitgegeben. Das wussten wir nicht. Das Lied war zu Ende. Die Lichtlein brannten in der Ferne wie am Ende eines Tunnels.

Da geschah etwas Furchtbares. Es geschah ausgerechnet an meiner Pritsche. Ich hatte es gar nicht bemerkt. Ich wurde erst aufmerksam, als sich an meinem Fußende eine Aufregung bemerkbar machte, einige riefen: „Hier – verflucht – bindet ihn ab!“ Ich raffte mich auf und kroch ans Ende meiner Pritsche. Da hing einer von der Pritsche über mir. Ich sah auf seine Beine, aber ich musste sehr nahe herankriechen, um die Umrisse seines Körpers zu erkennen. Es war anzunehmen, dass es der Kamerad über mir war, der sich an einem Tornisterriemen erhängt hatte, jener freundliche Junge, der mit mir die Bettstelle getauscht hatte.

Noch heute bin ich überzeugt, dass das Weihnachtslied der Auslöser war. Zu Anfang eine Sentimentalität, Erinnerungen an die Kindheit, dann Traurigkeit, Verlassenheit, dann Depression. In diese Depression fiel er tief hinein, so dass es für ihn kein Entrinnen mehr gab. Schließlich die Verzweiflung und dann die Erkenntnis, dass der Tod ein Ausweg sei, und dann die Ausführung der Tat, der Selbstmord.

Es hatte im Lager keinen zweiten Fall dieser Art gegeben, alle wollten leben. Sie hängten ihn ab, schleppten ihn fort. Dann wurde es still. ✱

KAPITEL IV

Weihnachten daheim

Advent im Kriegswinter 1914

Nachfolgende Geschichte erzählte mein Großvater in den Jahren 1926 bis 1932 stets am ersten Advent, wenn die erste Kerze angezündet wurde und dazu ein Hindenburglicht brannte. Mein Bruder und ich waren damals Schulbuben, lauschten gespannt und waren sehr beeindruckt. Am „Heldengedenktag“, so hieß es damals, machte sich unser Großvater auf zum „Heldenfriedhof“ und nahm uns Buben mit. Am Eingang der Ehrenstätte nahm er seinen Hut ab; wir mussten unsere Schülermützen ablegen, was wir damals noch nicht so recht verstanden. Wenn am Schluss der Trauerfeier das Lied vom guten Kameraden erklang, wischte sich unser Großvater über die Augen. „Warum bist du so traurig?“ fragten wir, „du kennst doch keinen, der hier begraben ist.“ „Das ist wahr“, kam als Antwort, „aber mein bester Kriegskamerad hat seine letzte Ruhestätte irgendwo in Frankreich, vielleicht hat er noch nicht einmal ein Grab.“ Auf dem Heimweg wurde nicht viel gesprochen, aber wir jungen Kerle begriffen, was den Großvater bewegte.

Im August 1914 war der Vater einberufen worden. Seine Frau und die drei Kinder, ein Bub und zwei Mädels, hatten ihn zum Bahnhof begleitet. Die Stimmung war zuversichtlich. „Nach Paris“ stand auf dem Waggon, den Vater bestieg. Die Gewehre der Soldaten waren mit Blumen geschmückt. Mutter hatte Tränen in den Augen und winkte ein Lebewohl. Der Erste Weltkrieg hatte begonnen. Aber aus dem Motto „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen“ wurde nichts.

In der Champagne und an der Marne endete die deutsche Offensive. Um den Hartmannsweilerkopf tobten schwere Kämpfe. Vater schrieb regelmäßig Feldpostkarten und berichtete, dass es ihm gut gehe. Ende November, kurz vor Advent, kam wieder eine Nachricht. Vater teilte mit, dass er mit seinen Kameraden in einem Unterstand Schutz gegen feindlichen Beschuss und die Kälte gefunden habe. Einige Hindenburglichter gäben etwas Wärme und Licht. Ferner berichtete er, dass er manchmal seine Hände über ein Hindenburglicht halten müsse, um weiterschreiben zu können.

Es wurde Advent, und die Kinder wünschten sich einen Adventskranz. Mutter besorgte Tannengrün, Kerzen und einige Tannenzapfen. Hieraus entstand ein Adventsgesteck. Am ersten Advent brannte die erste Kerze. Nur der Bub wurde nachdenklich und meinte: „Wer denkt denn jetzt an unseren Vater in seinem Unterstand? Er hat sicher Lichter von dem Herrn Hindenburg an. Wir sollten auch eins in unserem Adventskranz aufstellen.“

Mutter hatte zunächst Zweifel, dann aber besorgte sie Hindenburglichter, und das erste Licht brannte in der ersten Adventswoche. So brannten schließlich am vierten Advent vier Kerzen und ein Hindenburglicht.

Weihnachten blieb karg und trist. Mutter hatte eine Kriegstorte gebacken und einige Zweige für den Weihnachtsbaum-Ersatz besorgt. Die Kinder nahmen es gelassen und freuten sich über den Adventskranz mit den fünf Lichtquellen.



Der Januar wurde unangenehm kalt. Der Krieg tobte weiter. Vater hatte lange nicht mehr geschrieben. Mutter vertröstete ihre Kinder: „Es ist halt ein langer Weg vom Unterstand des Vaters bis zu uns.“ Endlich brachte die offizielle Post eine Nachricht mit Stempel und Siegel. Der Hauptmann teilte teilnahmsvoll mit, dass Vater in allen Ehren den Soldatentod gestorben sei und nun auf dem Divisionsfriedhof inmitten seiner gefallen Kameraden seine letzte Ruhe gefunden habe. Die Nachbarn und Freunde versuchten, Trost zu spenden.

Es herrschte eine unheimliche Stille unter den Trauernden. Als erster fasste sich der Bub und stellte ein Hindenburglicht neben Vaters Foto auf dem Wohnschrank. „Bitte zünd es an, Mutter, denk daran, dass unser Vater sich nunmehr in Gottes Hand befindet und nicht mehr die feindlichen Granaten fürchten muss.“ ✱

Wo es wirklich Weihnachten wurde

Ich war gerade sieben Jahre alt, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Meine Eltern führten ein christliches Haus, und daher war es selbstverständlich, dass meine Schwestern und ich den Kindergottesdienst und die evangelische Gemeindejugend besuchten. Gerne ging ich in den Kindergottesdienst, wo der Heilige Abend einen besonderen Höhepunkt darstellte. Die Feier, auf die wir Kinder uns schon Wochen vorher freuten, begann um 16 Uhr. Wie war die Kirche an diesem Fest so feierlich, dabei aber auch warm und heimelig! In der Nische für den Taufstein war ein anderthalb Meter hohes Transparent aufgestellt, welches in seiner Mitte die Geburt Christi, rechts und links jeweils die Verkündigung der Hirten und die Weisen aus dem Morgenland darstellte, alle Bilder sanft erhellt vom Schein großer Kerzen hinter dem Transparent. An dem von der Decke hängenden Adventskranz brannten noch einmal die vier dicken roten Kerzen, vorne links des Altares stand der Christbaum – eine hohe, duftende Tanne, geschmückt mit weißen Kerzen, deren warmes Licht nur die Umrisse des wunderschönen Kruzifixes aus der Veit-Stoß-Schule erkennen ließ. Einige von uns Kindern sagten am Altar ein Weihnachtsgedicht auf; ich sang das Lied „Alle Jahre wieder“. Danach las unser Kindergottesdienstpfarrer, ein fröhlicher, begeisterungsfähiger Mann, die Weihnachtsgeschichte nach Lukas, und obwohl sie mir von zu Hause her vertraut war, fesselte mich das Wunder von Bethlehem immer wieder so, als hörte ich das erste Mal davon. Ich wünschte, dass dieser Gottesdienst ewig dauern möchte. Am Schluss bekam jedes der Kinder ein Heftchen mit einer schönen Geschichte, obendrauf lagen ein Tannenzweiglein und ein Lebkuchen. Für uns damals, die wir in keiner Weise verwöhnt waren, war dieses Geschenk etwas Besonderes, auch dann noch, als gegen Ende des Krieges der Lebkuchen fehlte.

Am Ausgang wartete mein Vater mit dem Schlitten auf uns und zog meine Schwestern und mich nach Hause, während die Glocken über der Stadt die Heilige Nacht einläuteten.

In den späteren Kriegsjahren waren allerdings nur noch einzelne wenige Glockentöne zu hören, da Hitler die klingenden Evangeliumsbotschafter zur Herstellung von Waffen für seinen verbrecherischen Krieg einschmelzen ließ. Auch die Stimmung im Land wurde mehr und mehr gedrückt, eine Art stummer Hoffnungslosigkeit breitete sich aus. Die Familien wurden schwer heimgesucht durch den sogenannten Heldentod ihrer Väter, Brüder und Männer. Auch unser Kindergottesdienstpfarrer wurde im Herbst 1944 ins Feld einberufen und fiel kurz vor Weihnachten. Was war das für ein trauriges Fest ohne ihn, auch ohne Orgel, denn unser junger Organist war ebenfalls gefallen. Einige Kinder weinten, darunter auch ich. Wie sollten wir all die Verluste begreifen, von denen wir täglich hörten, verstehen, dass Menschen, die uns ans Herz gewachsen waren, nie mehr wiederkommen würden?

Auf andere Weise, jedoch mindestens ebenso unvergesslich und einprägsam, waren die Nachmittage, die ich in der evangelischen Gemeindejugend verbrachte. Ich liebte das alte, große Haus mit dem weiten Garten. Fräulein Müller, die Leiterin des „Kinderbundes“ (so nannte sich die Gruppe der Sechs- bis Zehnjährigen, zu der ich gehörte), eine große Person mit warmen, blauen Augen und einem vertrauenerweckenden Wesen, gewann sogleich mein Herz für sich.

Waren die Stunden im Kinderbund das ganze Jahr hindurch schon etwas, worauf ich mich die ganze Woche freute, so waren sie doch nichts im Vergleich zu denen im Advent. Wir saßen dann dichtgedrängt im kleinen Nebenraum, an einfachen Haken über uns die Mäntel und Mützen, denn Fräulein Müller war sehr fürsorglich und meinte, dass die dünne Kriegskleidung nicht auch noch im kalten Vorraum hängen solle, sondern ein wenig angewärmt uns besser vor der Kälte schützen könne. Bekanntlich waren ja diese Kriegswinter sehr hart, mit wochenlangem Schnee und Eis. Jedes der Kinder brachte ein Scheit Holz oder ein Brikett mit, um den kleinen Kanonenofen zu füttern, Fräulein Müller „organisierte“ – gerne gebrauchte sie dieses Wort – von irgendwoher ein paar Äpfel, die auf dem Öfchen schmorten und herrlich dufteten. Wir sangen das „Bratäpfellied“ und hörten beim Verzehr der seltenen Köstlichkeit eine Advents- oder Weihnachtsgeschichte. Wie glücklich und geborgen fühlte ich mich dort in dem kleinen Raum!

Im Frühherbst des Jahres 1944 begannen wir mit dem Einüben eines Krippenspiels, zusammen mit den älteren Mädchen aus einer anderen Gruppe, welche die Hauptrollen übernahmen. War das eine Freude und Begeisterung! Alle lernten mit Feuereifer und suchten zu Hause oder bei Bekannten und Verwandten nach Kostümen. Wer keine Sprechrolle hatte, sang, spielte Flöte oder stellte einen Engel dar, denn Fräulein Müller bezog alle in dieses Krippenspiel ein, das am Heiligen Abend in der Kirche zur Aufführung kommen sollte.

Etwa zwei Wochen vor dem Weihnachtsfest eröffnete sie uns, dass wir das Spiel auch im Lazarett aufführen würden: „Ich möchte, dass wir die Frohe Botschaft auch zu unseren armen, verwundeten Soldaten bringen, damit auch sie ein wenig von der großen Liebe Gottes spüren, wenn sie hören, wie er freiwillig in der Gestalt eines kleinen Kindes in das Elend dieser Welt kam.“

Gerne wollten wir andere an unserer Weihnachtsfreude teilhaben lassen, und so zogen wir einige Tage vor dem Fest mit unseren Utensilien in das abgelegene Krankenhaus, welches zum größten Teil in ein Lazarett umfunktionierte worden war. Dort angekommen, führte uns eine noch sehr junge Krankenschwester zu einem riesigen Saal mit Schwerverwundeten, unter dessen hoher Türe wir erst einmal furchtsam stehenblieben. Die Luft war stickig, und es roch übel; aus einigen Betten hörte man Stöhnen. Heute noch sehe ich alles ganz deutlich vor mir: An den beiden Längsseiten des Raumes stand Bett an Bett, fast ohne Abstand, vor jedem ein einfacher Stuhl, zwischen einigen wenigen ein Nachtkästchen; an der Kopfseite, unter einem Fenster, befand sich ein Tisch mit drei Stühlen, an welchem Soldaten saßen und Karten spielten. Sie trugen Kopfverbände, einer hatte nur noch ein Bein, ihre Gesichter waren voller Bartstoppeln und sahen müde und grau aus.

Entsetzt und unschlüssig standen wir da, doch die Schwester schob uns einfach in den Saal. Die Verwundeten, so schien es mir, nahmen keinerlei Notiz von uns. Als dann jedoch Fräulein Müller zu ihnen sprach und sagte: „Die Kinder möchten Ihnen mit ihrem Krippenspiel eine kleine Weihnachtsfreude bereiten“, änderte sich die gleichgültige Stimmung. Ich sah überraschte, ratlose und auch spöttische Mienen. Einer der kartenspielenden Männer lachte

laut und unangenehm auf: „Weihnachten, gibt es denn das auch noch?“ Dabei schlug er die Karten bewusst krachend auf den Tisch. Doch Fräulein Müller ließ sich nicht beirren, sie nickte uns aufmunternd zu, wir stellten die Krippe auf, und dann begann das Spiel.

„Gegrüßet seist du, Maria, du bist voll der Gnaden ...“ Leise und ein wenig zitternd sprach der Verkündigungengel, doch nach und nach wurde seine Stimme fester, und seine Worte wurden zur echten Botschaft, die uns mitriss und spielen ließ, überzeugt, wie später nie mehr.

Inzwischen war es dämmrig geworden. Die junge Schwester hatte ein paar Kerzen angezündet, und auch die Engel im Spiel trugen brennende Lichter, als sie nun den Hirten auf dem Feld die Frohe Botschaft verkündeten: „Euch ist heute der Heiland geboren ...“

Still, fast feierlich war es im Saal, trotz all dem Schmutz und Elend. Es war Weihnachten geworden, ein Weihnachten, wie nur Gott selbst es schenken kann, mitten hinein in Not und Bedrängnis. Dann sah ich die Schwester an ein Bett treten, in dem ein Soldat zugedeckt bis zum Hals lag. Ich sah auf das schwarze Holzschild, das über jedem Bett angebracht war und Name, Alter und Dienstgrad des Verwundeten anzeigte. Den Namen habe ich bald vergessen. Leutnant, 22 Jahre, las ich da. Ich sah, wie die Schwester die Tränen abwischte, die ihm reichlich über die eingefallenen Wangen liefen, sah sein dichtes blondes Haar und sein trotz allem noch fast kindliches Gesicht. Ungeahnte Traurigkeit befiel mich.

Als wir unser Spiel beendet hatten, blieb es noch immer still im Raum. Welche Erinnerungen waren da wohl wach geworden, gegen wieviel Enttäuschungen und Trostlosigkeit kämpften die Ärmsten an? Oder war doch vielleicht auch in einigen Herzen wieder Hoffnung lebendig geworden durch das Kind von Bethlehem?

Die Schwester begleitete uns hinaus, und Fräulein Müller fragte sie nach dem jungen Leutnant. „Er hat keine Arme mehr und nur noch ein Bein. Er weiß, daß er sterben muss.“ Bei dieser Antwort sah sie sehr müde und trau-



rig aus. „Christus wird ihn hinübertragen“, antwortete Fräulein Müller und strich mir dabei übers Haar.

Viele Weihnachten sind seither ins Land gegangen, doch kein Fest geht vorüber, ohne dass ich öfters an dieses Erlebnis denke, wo ich, so jung ich auch damals noch war, zu ahnen begann, dass echte Weihnacht keines äußeren Glanzes bedarf, um lebendig zu werden. Auch nach vielen eigenen Verlusten glaube ich immer noch ganz fest, dass Christus uns durch dieses Leben begleitet, um uns dereinst hinüberzubringen in eine Welt ohne Leid und Tränen. Dort dürfen alle, die es überwunden haben, mit ihm ein „Ewiges Weihnachten“ feiern, auch die Verwundeten von damals im Lazarett. *

Erinnerungen an eine Weihnachtsfeier für Kriegshalbwaisen

Im Sommer '43 fiel mein Vater am Kuban. Ich war vier Jahre alt. Im Dezember '43 veranstaltete die Wehrmacht, das heißt die in den hiesigen Kasernen stationierten Soldaten, eine Weihnachtsfeier für Kriegshalbwaisen: lauter Kinder, deren Väter gefallen waren, in Begleitung ihrer wohl vor Schmerz versteinerten Mütter. Der Festsaal war wundervoll geschmückt, überall mit Tannengrün. Und viele, viele Spielsachen und Geschenke warteten dort auf uns. Was ich alles sah, kann ich nicht detailliert schildern, aber den Eindruck, den ich hatte, werde ich nie vergessen. Ich ging an der Hand meiner Mutter, die mir nur als schweigend, wie ein Schatten, in Erinnerung ist. Junge Soldaten beugten sich zu uns Kindern, nahmen uns auf den Arm. Ich habe vergessen, was meiner sagte oder tat, aber ich weiß, wie jung er aussah. Sicher wollte er mir etwas geben, war mir ganz nah, und Goldenes und Silbernes glitzerte überall. Ein Schlitten fällt mir ein, eine mich staunen machende Fülle. Ich glaube, ich wollte von all dem nichts annehmen. Ob ich Dinge berührte, prüfte? Ich schaute schweigend. Ich sah, als ob ich durch alles hindurchsähe – so erscheint es mir heute. Doch ich weiß, was ich spürte: eine unbeschreiblich liebevolle Zuwendung und Fürsorglichkeit all dieser Soldaten mit all den Dingen im festlichen hohen Raum. Sie wollten uns etwas geben, was unsere Väter zu geben gewünscht hätten. Ich spürte eine so große mitleidsvolle Liebe von allem ausgehend. Sicher hatten die Soldaten sehr vieles von diesen Christgeschenken selbst gearbeitet. Ich spürte so viel, ich fühlte nur Gefühle, keine äußeren Berührungen, und erfasse heute, wie still ich dies ertragen habe. Vielleicht führte ich meine Mutter, nicht sie mich.

Vielleicht hat einer dieser wissenden Soldaten doch erreicht, dass ich wenigstens einen blauschwarzen Samthund an mich drückte – ich weiß nicht mehr, woher ich den „Rolf“ hatte. Er stammte aus jener Zeit. Doch diese tiefe, tragende Wehrmachtsweihnacht für die Kinder ohne Vater wäre eine mögliche Erklärung, wieso mir der kleine Stoffhund so unsagbar viel bedeutete. *



Kriegsweihnacht 1943 – überraschend daheim

Wir lagen damals mit unserer Funkstelle auf vorgeschobenem Posten im Brückenkopf von Chersson. Da kam ein Kamerad, der mich ablösen sollte, mit der Nachricht: „Mensch, Leo, du darfst in Urlaub fahren!“ Ich wie der Blitz zur Kompanie! Ich bekam 14 Tage Sonderurlaub wegen Bombenschadens an unserem Haus in München. Das war eine schlechte und eine gute Nachricht.

Gleich ging ich über die lange Dnjepr-Brücke und kam noch bis Nikolajew. Dort machte ich Quartier. Der Sohn meiner Hausfrau befand sich in deutscher Gefangenschaft, im Lager Moosburg. Sie fragte mich, ob ich vielleicht ein Päckchen für ihn mitnehmen könne. Ich sagte gern zu. Meine Mutter gab ihm später noch Weihnachtsplätzchen dazu, und ich steuerte als Nichtraucher meine Zigaretten bei. Und so brachte ich dann in München das Paket zur Post.

Doch zurück nach Nikolajew. Am nächsten Tag fuhr ich nach Odessa weiter, von dort nach Przemysl zur Entlassung. Dort war damals „Reichsgrenze“. Man bekam einen Stempel auf den Urlaubsschein, und von da an zählte man die Tage. Ausgerechnet am 23. Dezember lief mein Urlaub ab.

Nun aber erst einmal den Urlaub genießen, so gut es geht. Die schlimmsten Schäden an unserem Haus waren bei meiner Ankunft schon wieder notdürftig repariert. Fünf Tage später kam auch mein Bruder Franz von der Ostfront in Urlaub. Weihnachten rückte näher, und ich musste mit der Sorge leben, einen Tag vor dem Fest wieder abfahren zu müssen. Was tun? Gerne wäre ich mit meinem Bruder gemeinsam gefahren. Aber den Urlaub überziehen? Das konnte als Fahnenflucht ausgelegt werden. Wie konnte ich auf legale Weise meinen Urlaub verlängern? Krank werden war nicht drin, denn ich war „pumperlg’sund“, wie man bei uns sagt.



Da meinte meine Schwester: „Geh doch zum Pater Willibrord ‘nüber. Vielleicht weiß der was.“ Pater Willibrord von unserer Pfarrei und Kloster St. Bonifaz war ein Helfer in allen Nöten. Sein Sprechzimmer war belagert von Hilfe suchenden Leuten. Er half, wo er helfen konnte.

So ging ich also mit meinem Anliegen zu ihm. „Griang’ma scho!“ (kriegen wir schon) sagte er und zog aus der Ecke seiner Zelle eine Stange amerikanische Zigaretten heraus. Ein unschätzbare Wert! Mit Reichsmark nicht zu haben, nur mit Beziehungen.

Er steckte die Stange Zigaretten unter seinen Habit und sagte: „Jetzt geh'n wir in die Luisenschule rüber.“ Die Luisenschule war damals wegen der Nähe zum Hauptbahnhof das Münchner Soldatenheim. In der Schreibstube saß ein Feldwebel. Dem schob Pater Willibrord die Stange Zigaretten zu und erklärte ihm das Anliegen. Der nahm meinen Urlaubsschein, schrieb und stempelte darauf herum, bis man bald nichts mehr lesen konnte, und brachte es dahin, dass ich erst am 28. Dezember „weitergeleitet“ wurde. So konnten wir Weihnachten 1943 mit der ganzen Familie feiern.

Ich fuhr dann mit meinem Bruder zusammen am 28. Dezember nach Odessa. Dort gingen wir am Neujahrstag und am Sonntag in die Kirche, wo ein lateinisches Hochamt gefeiert wurde und zu unserer Überraschung sogar deutsche Weihnachtslieder gesungen wurden. Zweimal gingen wir auch in die berühmte Oper und sahen „La Traviata“ auf Russisch und ein Ballettstück. Dann fuhren wir nach Winniza und verabschiedeten uns am Bahnhof. Im Juli 1948 sahen wir uns wieder. *

Unwillkommene „Volksgenossen“

Die alliierten Truppen kamen im November 1944 dem Saarland bedrohlich nahe. Saarbrücken lag seit dem Bombardement vom 5. Oktober 1944 in Schutt und Asche. Ständig jagten Fliegeralarme die Leute in die Luftschutzräume. Die Lage wurde immer unerträglicher. Deshalb verließen die meisten Bewohner entlang der Westgrenze, so auch die von Altenkessel, einem Vorort von Saarbrücken und Wohnort meiner Braut, ihre Wohnstätten. Dieser Vorort erlebte nach 1939 zum zweiten Male eine Evakuierung.

Als Soldat hatte ich vor einem Einsatz als Reserve-Offiziersbewerber einen Kurzurlaub erhalten. Am Heiligen Abend im Kriegsjahr 1944 stand ich in einem überfüllten Eisenbahnzug in Richtung Schweinfurt. Dort kam der Zug nachmittags an, dann lief nichts mehr. Zerstörte Bahngleise, zertrümmerte Gebäude – Chaos. Ich suchte mit anderen einen Platz im fensterlosen Bahnhofsgebäude und wartete auf eine Gelegenheit, weiterzukommen.

Ich wollte nach Steinsfeld in Mainfranken, wo meine Braut mit ihren Angehörigen Quartier gefunden hatte. Die Braut wohnte mit ihrer Mutter und dem zehnjährigen Bruder (der Vater war verstorben) in diesem kleinen Bauerndorf, sieben Kilometer von der Bahnstation Haßfurt entfernt. Aber auch hier war der Krieg allgegenwärtig. Bombenabwürfe auf die nahen Städte, Mangel an allem Lebensnotwendigen, fern der Heimat und Ungewissheit über die Zukunft! Eine Verwandte musste in hochschwangerem Zustand von diesem Ort aus 25 Kilometer zur nächsten Entbindungsstation zu Fuß zurücklegen. Eine Woche vor Weihnachten wurde meine Braut auf dem Weg nach dem vier Kilometer entfernten Wonfurt von einem amerikanischen Jagdflugzeug beschossen. Sie wusste zuerst nicht, dass die Schießerei ihr galt, bis sie die Einschläge neben sich wahrnahm. Sie warf sich auf den Boden und wollte nach dem Abflug weitergehen, als das Flugzeug kurvte und zurückkam, gleichsam als fände hier eine Hasenjagd statt. Blitzschnell warf sie sich in den Wassergraben neben der Straße und spürte, wie die

Maschinengewehrsalve über sie hinwegfegte. Zitternd blieb sie in dem eiskalten Wasser liegen, bis sie nichts mehr hörte. Dann lief sie völlig durchnässt zurück in die Wohnung.

In dem kalten Bahnhofssaal übertrug an diesem Abend des 24. Dezember ein Lautsprecher die Rede des Propagandaministers Goebbels, die mit dramatischen Durchhalte-Appellen gespickt war. Die Reisenden, meist Soldaten, Evakuierte oder Ostflüchtlinge, saßen oder lagen übermüdet und gelangweilt auf dem Boden. Sitzmöbel gab es nicht.

Gegen vier Uhr früh am ersten Weihnachtstag kam die Durchsage, dass der Zug weiterfahren konnte. Völlig überfüllt setzte dieser sich kurze Zeit später in Bewegung. In Haßfurt stieg ich aus und erkundigte mich bei einem freundlichen Bahnwärter nach dem Weg. Gegen 7.30 Uhr kam ich in dem leicht mit Schnee bedeckten Steinsfeld an und suchte im Dunkel die mir bekannte Hausnummer, an der ich zunächst zweimal vorbeilief. Nach kurzer Zeit entdeckte ich das mit dem Giebel zur Straße stehende Haus. An der Seite fand ich die Haustür verschlossen und klopfte an. Als sich nichts tat, rüttelte ich an der alten Tür und hämmerte mit beiden Fäusten dagegen. Nach einer Weile sah ich Licht durch die trübe Scheibe und hörte schlurfende Schritte. Dann knarrte das Schloss, die Tür öffnete sich und vor mir stand ein vermutlich wegen meiner Uniform verschüchtert wirkender älterer Mann in einer viel zu weiten Unterhose. Damit diese nicht abrutschte, hatte er sie oben zusammengerafft und hielt sie mit einer Hand, als wollte er sie einem Besucher anpreisen. Ich grüßte freundlich und fragte nach meinen Bekannten. Er sagte ein paarmal verstört „Hä?“, bis er begriffen hatte, was ich wollte. Dann führte er mich eine knarrende Treppe hinauf und zeigte mir mit den nuschelnden Worten „Do gehns halt hie!“ jene Tür, hinter der es im nächsten Moment eine jubelnde Wiedersehensfreude gab.

Die Bekannten mussten hier in einem Zimmer mit zwei Betten hausen, das als Aufenthalts- und Schlafraum diente. Das winzige Öfchen mit einer Kochplatte und kurzem Ofenrohr ließ sich nur bedienen, wenn man vor ihm in die Knie ging. In dem Raum mit vier Fenstern herrschte stete Kälte. Ich erfuhr, dass die Bekannten beim Einzug hier einen unbeschreiblichen Dreck



vorgefunden hatten. Das Plumpsklo konnte nur beim Gang über den Hof erreicht werden. Dazu ließ man die im Dorf verteilten sechs Familien aus Altenkessel wissen, dass sie hier ungern gesehen wurden.

Für mich wirkte das alles sehr ernüchternd im Vergleich zu der Propaganda, die den „rückgeführten Volksgenossen“ den Weg ebnen sollte. Als ich erfuhr,

dass man auch noch beim Quartiergeber um das notwendige Holz betteln musste und nur grünes Holz abgegeben wurde, erfasste mich eine stille Wut. Nachdem ich mich als „Fachmann“ im Feuermachen betätigen wollte und der Ofen bald darauf aus allen möglichen Austrittsstellen qualmte und trotz der Kälte alle Fenster geöffnet werden mussten, lieh ich mir kurz entschlossen nach dem Hochamt bei dem Bauern eine Axt und eine Säge aus. An diesem hochheiligen ersten Weihnachtstag ging ich mit dem zehnjährigen Bruder meiner Braut in den nahen Wald und fällte eine Tanne, später eine Buche. Voller Wut im Bauch war ich bereit, mit jedem über mein frevelhaftes Verhalten zu streiten und es zu rechtfertigen. Es kam aber niemand, um von mir Rechenschaft zu verlangen.

So wurde also am Weihnachtstag Holz gemacht und nach den Feiertagen so viel, dass es den ganzen Winter über reichen sollte. Gegen Abend griff ich dann ohne schlechtes Gewissen eine beträchtliche Menge gelagertes, trockenes Holz aus den Vorräten des Bauern heraus und ersetzte es durch frisches. Das versetzte meine Schwiegermutter in spe in helle Aufregung, aber auf einmal klappte jetzt die Feuerung, das Öfchen donnerte, und wir hatten noch wunderbar warme und fröhliche Weihnachten. Trotz aller widrigen Umstände erlebte ich hier mein schönstes Weihnachtsfest.

Nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft konnten wir dann im Heimatdorf Ende 1945 in spartanischer Einfachheit, aber glücklich, unsere Hochzeit feiern. *

Vorgezogene Bescherung

Es war im Dezember 1943. Mein Vater war nach kurzer Grundausbildung in Kassel im Juni 1943 nach Frankreich als Sonderführer eingezogen worden. Zu diesem Zeitpunkt war ich gerade fünf Jahre alt. In seinen Briefen hatte er uns mitgeteilt, dass er zum diesjährigen Weihnachtsfest wohl keinen Urlaub bekommen werde, was uns natürlich recht traurig stimmte.

Nun war wieder ein kalter Dezemberabend. Es war die Zeit, als die Bombenangriffe auf unsere Großstädte besonders schlimm waren. Die Sirenen heulten wieder einmal – Fliegeralarm! Wieder wurde eilig das Nötigste zusammengepackt, und mit warmen Decken versehen flüchteten wir in den Keller, wo wir wahrscheinlich wieder die halbe Nacht verbringen würden. Gott sei Dank wohnten wir in einem Dorf, wo wir der Gefahr eines Angriffs nicht unmittelbar ausgesetzt waren. Trotzdem konnten wir das Getöse und den Einschlag der Bomben vernehmen, gingen sie doch im nahen Umkreis auf die zwanzig Kilometer entfernte Stadt Hildesheim nieder.

Plötzlich, während des Fliegeralarms und der immer wiederkehrenden Detonationen, vernahmen wir ein energisches Klopfen an der Haustür. Zutiefst erschrocken hielten wir den Atem an und lauschten, wer das wohl sein mochte. Mit uns im Keller verharnte noch eine Familie mit zwei Kindern, die bereits aus Hannover hierher evakuiert worden war. Zu unserer Familie gehörten meine Mutter, meine Großmutter (Vaters Mutter) und mein Großonkel, der meinen Vater auf unserem landwirtschaftlichen Betrieb während dessen Abwesenheit vertrat und damit meine Mutter unterstützte.

Wir verhielten uns zunächst mucksmäuschenstill; dann vernahmen wir in all dem Bombenlärm eine aufgeregte Stimme: „August!“ (so hieß mein Großonkel), „du musst sofort anspannen, Fritz (mein Vater) sitzt in Elze auf dem Bahnhof, du musst ihn abholen!“

Wir besaßen damals noch keinen Telefonanschluss, und so hatte mein Vater bei einem in unserer Nähe wohnenden Verwandten angerufen. Wir waren im ersten Moment wie gelähmt, keiner konnte etwas sagen. Meine Großmutter fing an zu schluchzen. Meine Mutter nahm mich in den Arm, sie konnte das Glück und die Freude kaum fassen. Bei all diesen Gemütsbewegungen war mein Großonkel trotz der großen Gefahr, unterwegs durch eine Bombe oder Luftmine getroffen zu werden, sofort bereit loszufahren. Die Sirenen hatten noch keine Entwarnung gegeben. Das Pferd wurde vor den Kutschwagen gespannt (ein Auto besaßen wir damals nicht) und los ging die Fahrt über die dunkle Landstraße bis zur nahe gelegenen Kleinstadt.

Wir hockten still voller Furcht und Spannung auf unseren Strohsäcken im Keller. Langsam wich diese Angst einer leise aufkommenden Hoffnung und Freude, die sich allmählich steigerte und uns in der Vorfreude auf das bevorstehende Weihnachtsfest einige Weihnachtslieder anstimmen ließ, die auch die fremde Familie kräftig mitsang. Oma und meine Mutter wurden wieder ruhiger und beteten, dass mein Vater und mein Großonkel unversehrt zu Hause ankommen mögen.

Endlich erklang das erlösende Geheul der Sirenen zur Entwarnung. So schnell wir konnten, eilten wir die Kellertreppe nach oben. Jeder wollte der erste sein, die Heimkehrenden, insbesondere meinen Vater, zu begrüßen.

Ich sehe ihn noch heute vor mir in der für mich fremden Uniform (so hatte ich ihn noch nie gesehen), wie er mich auf die Arme nahm und mich an sich drückte. Ich konnte das alles nicht fassen und begreifen.

Nachdem alle umarmt und begrüßt waren, kam für mich die große Überraschung. Es sollte noch schöner werden als Weihnachten. Mein Vater konnte sich bei all der Freude nicht mehr bis zum Weihnachtsabend zurückhalten. Aus alter Pappe und verknülltem braunen Packpapier kam langsam etwas zum Vorschein, was allen Anwesenden, besonders aber mir, die Sprache verschlug. Blau war es, mit kleinen gelben Stützrädern: ein kleines Fahrrad! Kaum vorzustellen, dass der Weihnachtsmann so etwas in dieser Zeit vorrätig hatte. Ich war selig.



Blitzschnell musste es zusammengebaut werden, und ich drehte die ersten Runden um unseren großen Dielentisch. Auch Hildegard und Bernhard, die Kinder aus Hannover, durften es einmal ausprobieren, was für sie ebenfalls eine große Freude war.

Das folgende Weihnachtsfest konnte fast nicht mehr schöner werden. Wir erlebten einen stimmungsvollen Heiligen Abend, an dem wir alle beisammen waren. Es gab auch einen bunten Weihnachtsbaum mit Kerzen, selbstgemachte Naschereien und Süßigkeiten. Die alten Weihnachtslieder erklangen, kleine Gedichte wurden aufgesagt und die Weihnachtsgeschichte vorgelesen.

Leider war es die letzte Stille und Heilige Nacht, die wir im Kreis der ganzen Familie erleben durften. Mein Vater musste nach kurzem Weihnachtsurlaub wieder zurück nach Frankreich. Im darauffolgenden Jahr, im Juni 1944, erreichte uns die Nachricht, dass er bei einem Luftangriff den Tod gefunden hatte. Seine letzte Ruhestätte befindet sich auf dem deutschen Soldatenfriedhof Sedan. *



ARNOLD BECKER

Kein Weihnachtsbaum?

Ein kleiner Junge im Alter von neun Jahren – nennen wir ihn Adolf, denn Adolf ist in dieser Zeit ein beliebter Vorname – weilt mit seiner Mutter allein in der Wohnung, die die sogenannten feindlichen Lufteinwirkungen kürzlich optisch vergrößert haben: Die Wand zwischen Wohn- und Schlafzimmer ist mitsamt den Fenstern beider Räume verschwunden, dadurch ist ein großer Raum entstanden, in dem dieselben Temperaturen wie auf der Straße herrschen. Doch inzwischen sind die Fensteröffnungen mit Drahtglasfolie vernagelt worden, wodurch der Blick nach draußen etwas getrübt ist.

Wie gesagt, Klein-Adolf ist mit seiner Mutter allein in der Wohnung. Sein Vater leitet als Landsturmmann im Wendland ein kleines Gefangenenlager, in dem etwa fünfzig Russen untergebracht sind, die in der dortigen Holzindustrie irgend etwas Kriegswichtiges – vielleicht Holzköpfe – herstellen müssen. Der Bruder des kleinen Adolf vergnügt sich zu dieser Zeit noch als tapferer deutscher Soldat in der Etappe mit süßen französischen Mädchen.

Doch der kleine Adolf ist traurig, denn es ist das erste Weihnachtsfest in seinem Leben, bei dem die Familie nicht zusammen ist und, was beinahe noch schlimmer ist, bei dem der gewohnte Weihnachtsbaum fehlt. Die Mutter des kleinen Adolf kann einfach keinen Christbaum aufreiben. Jedes Jahr, solange sich Klein-Adolf erinnern kann, hatte er mit seinem Vater einen Weihnachtsbaum gekauft, der vom Fußboden bis zur Zimmerdecke reichte und der vom Weihnachtsmann prächtig geschmückt wurde. Und in diesem Jahr gibt es nicht einmal einen kleinen Weihnachtsbaum.

Die Mutter ist noch mal fortgegangen; vielleicht findet sie noch irgendwo einen Christbaum oder etwas, was man dafür halten kann.

Es klingelt an der Wohnungstür. Wer mag das sein? Klein-Adolf eilt an die Tür, und vor ihm steht ein Weihnachtsbaum, zwar nicht so groß wie von früher gewohnt, doch es ist tatsächlich ein Weihnachtsbaum! Dahinter versteckt sich der Sohn einer befreundeten Familie. Klein-Adolf weiß nicht, wie er seine Freude zeigen soll. Er zerdrückt den Baum beinahe: ein wunderschönes Weihnachtsgeschenk. Klein-Adolf holt schnell den Weihnachtsbaumständer, und die beiden Jungs setzen den Baum hinein und stellen ihn auf ein kleines Tischchen in die Ecke des Wohnzimmers, in der der Weihnachtsbaum sonst auch immer gestanden hat.

Wieder allein, beginnt Klein-Adolf, den Christbaumschmuck auszupacken. In diesem Moment kommt seine Mutter zurück und hat in den Händen – einen Weihnachtsbaum, einen kleinen zwar, in einem Blumentopf, doch es ist ein Weihnachtsbaum. Der mittlere und der kleine Baum ergeben zusammen schließlich auch einen großen Baum.

Erstaunt und erfreut schaut die Mutter auf den mittleren Baum und Klein-Adolf auf beide Bäume. Jetzt werden die Christbäume festlich geschmückt. Kerzen gibt es allerdings nicht mehr so viele wie früher, aber das war auch im letzten Jahr schon so. Schließlich sind Weihnachtskerzen nicht kriegswichtig, denn sie lassen sich nicht als Wunderwaffe einsetzen; vielleicht wird eine solche Verwendung auch nur mangels praktischer Erfahrung nicht erwogen.

Inzwischen sind einige Stunden vergangen, und Klein-Adolf sitzt mit seiner Mutter am spärlich, aber noch ausreichend gedeckten Abendbrottisch. Beide denken an die nicht anwesenden Familienmitglieder, als es an der Wohnungstür klingelt. Klein-Adolf öffnet die Tür. Vor ihm steht ein Weihnachtsbaum – und dahinter der Vater! Überglücklich schließt Klein-Adolf beide in die Arme. Jetzt sind drei Familienmitglieder und drei Weihnachtsbäume beisammen.

Doch drei Bäume für eine Familie in dieser baumarmen Zeit? Klein-Adolf denkt an seine schlesische Freundin aus dem Nachbarhaus – nennen wir sie Eva, denn Eva ist in dieser Zeit ein beliebter Vorname, weil eine berühmte Fotolaborantin Eva heißt. Vielleicht hat Klein-Eva keinen Weihnachtsbaum? Die Eltern freuen sich, dass Klein-Adolf den Vorschlag macht, den dritten Weihnachtsbaum Klein-Eva zu schenken. Gemeinsam gehen alle drei, den dritten Christbaum mitnehmend, in das Nachbarhaus. Sie klingeln an der Wohnungstür, und Klein-Eva öffnet. Sie kann es kaum fassen: ein Weihnachtsbaum! Wie sehr hatte sie ihn vermisst! Zu Hause in Breslau hatte der Weihnachtsmann immer einen Weihnachtsbaum gebracht, der vom Fußboden bis zur Zimmerdecke reichte.

So bringen drei Weihnachtsbäume zwei Familien unerwartete Freude. Auch die Sirenen bleiben still. Es wird eine stille Nacht, eine heilige Nacht in dieser unheiligen Zeit.

Für Klein-Adolf und für Klein-Eva war es wohl das schönste Weihnachtsfest in ihrer Kindheit. Denn wenn Liebgewohntes nicht mehr ist und dennoch plötzlich wiederkehrt, wird es doppelt, ja mehrfach geschätzt. Es wird unschätzbar wertvoll. *

Familie auf Zeit

24. Dezember 1944, letzte Kriegsweihnacht. Ich war damals 16 Jahre alt und lebte allein mit meinen Eltern, die voller Gram über den Tod ihres ältesten Sohnes – meines einzigen Bruders – wohl keine weihnachtlichen Gefühle in sich zu spüren vermochten. Hinzu kamen Hunger und Kälte.

Ich war in der Mittagszeit noch einmal losgegangen, um zu versuchen, für meine Eltern in den letzten vorhandenen Läden oder auf dem Schwarzmarkt hinter dem Bahnhof irgendein Weihnachtsgeschenk zu ergattern. Nichts! Die Geschäfte leer, der schwarze Markt nur für den, der etwas zu geben hatte; Geld war nicht gefragt.

Also Heimweg mit leeren Händen und leerem Magen. Es hatte wieder einmal zu schneien begonnen, der Himmel verdunkelte sich. Weihnachtsabend. Irgendwo tief drinnen versuchte ein Gefühl tiefen Friedens gegen das Knurren des Magens und das Zittern der Glieder aufzukommen. Weihnachten?

Und dann unverhofft die kleine Hand in der meinen. Ich hatte tief in Gedanken versucht, eine Frau mit einem kleinen Mädchen an der Hand auf dem dürrig vom Schnee freigeschaufelten Gehweg zu überholen. Und dabei ergriff das kleine, vielleicht drei Jahre alte Mädchen meine Hand, die sie wahrscheinlich unabsichtlich gestreift hatte. Und sie hielt fest! Die junge Mutter – sie war sicher nur ein paar Jahre älter als ich – schob mit der freien Hand eine Kinderkarre mühsam vor sich her, in der ein kleiner Tannenbaum steckte.

„Lass los, Michaela!“ Aber die Kleine dachte nicht daran. „Bist du Papa? Arm!“ Und sie hielt mir auch ihre andere Hand entgegen. Ja, und da nahm ich sie einfach, erst auf den Arm, dann huckepack auf die Schulter. Und so marschierten wir wie eine richtige kleine Familie durch das immer dichter werdende Schneetreiben. Und es war für mich mit einem Mal Weihnachten.

Wir hatten fast den gleichen Weg. Nur ein paar Häuser entfernt von meinem Elternhaus hatte diese Frau mit dem Kind ihre Wohnung, zwei dürftig möblierte Zimmer. Ich half, den kleinen Tannenbaum in der Wohnküche aufzustellen und mit den wenigen vorhandenen Kugeln und Kerzen zu schmücken. Es war dunkel geworden. Nur eine Brennhexe, auf der eine magere Milchsuppe für Michaela köchelte, verbreitete schüchtern etwas warme Gemütlichkeit.

Ich weiß heute nicht mehr, was der Kleinen beschert wurde, sicherlich nicht viel. Ich war nach Hause gelaufen und hatte – ohne mich bei meinen Eltern zu melden – aus meinem Zimmer eine kleine Glocke aus Ton (Made in Madeira) geholt. Irgend jemand hatte sie wohl einmal mitgebracht, vielleicht ein Seemann? Das war mein Weihnachtsgeschenk für Michaela.



Als die Kleine dann schlief, erzählte mir die Mutter ihre Geschichte. Mit 19 Jahren im ersten Kriegsjahr geheiratet, Michaela wurde geboren. Zweimal hatte der Vater Fronturlaub und konnte seine Tochter sehen. Dann kam die schlimme Nachricht von seinem Tode. Und so war es denn das erste Weihnachtsfest allein mit dem Kind. Und ich war meinem Elternhaus, in dem nur Trauer herrschte, ferngeblieben, hatte nun aber einen Tannenbaum und ein Kind zum Bescheren. Richtige Weihnachten. Wie zwei Ertrinkende hatten wir uns zueinander gerettet, um nicht alleine zu sein. Es war, als wäre die Welt um uns versunken und nur das Licht der verlöschenden Kerzen des Tannenbaumes, das Flackern des Feuers in dem kleinen Behelfsofen, das Atmen des schlafenden Kindes und unsere leise gesprochenen Worte die einzige Wirklichkeit.

Es war eine so reine Vertrautheit zwischen mir, dem heranwachsenden Jüngling, und der noch so jungen Witwe, wie man sie wohl nur selten im Leben erfahren darf. Eine geweihte Nacht!

Nicht viel später ging ich heim. Ich weiß heute nicht mehr, was da war. Ich habe diese Frau und das Kind nie wiedergesehen; es waren die letzten Monate des Krieges. Aber ich weiß, dass die Erinnerung an diese Weihnachten 1944 mich das ganze Leben begleiten wird. ❄

Glückliche Bewahrung

Den Christbaum hatte die Mutter diesmal mich, ihren Dreizehnjährigen, schmücken lassen. Hätte sie es getan, wäre alles zu tränennass geworden. Zwei Brüder hatte sie in Russland verloren und die wild auf alles Lebendige schießenden feindlichen Jagdbomber bei ihrem Besuch beim Vater am Westwall ziemlich hautnah erlebt.

Ich hatte den Baum sorgfältig geschmückt, aber weihnachtliche Freude war auch bei mir keine aufgekommen.

Für die Christvesper des Kinder- und Jugendheims, das mein Vater leitete – kurz vor dem Fest war er vom Westwall zurückgekehrt –, stand der Andachtsraum dieses Jahr nicht zur Verfügung, da er für kriegswichtige Zwecke beschlagnahmt war. So wick die Heimgemeinde in eine Schulklasse aus. Und das gemeinsame Singen, Beten und Hören der Weihnachtsbotschaft nährte Hoffnung und Mut. Vielleicht käme doch nicht alles so schlimm?!

Um so größer war unser Entsetzen, als wir gleich beim Hinausgehen „Christbäume“ am Himmel erblickten, die gefürchteten Angriffszeichen für alliierte Bomberverbände! Es passierte indes zunächst nichts, und irgendwann wurde uns klar: Die Amerikaner oder Briten hatten diesmal als makabren weihnachtlichen Scherz „Christbäume“ abgeworfen, uns damit freilich fürchterlich erschreckt.

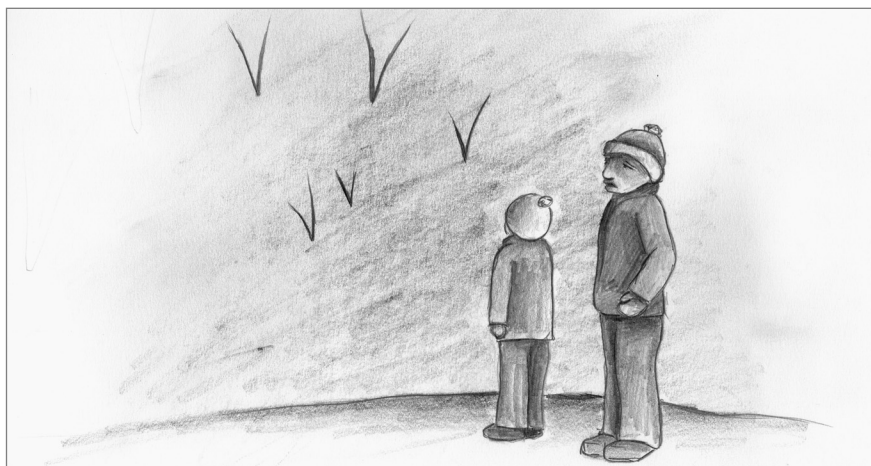
Wie sonst, äußerlich gesehen, ließen wir also die Bescherung der Heimkinder und dann unsere häusliche Feier folgen, bis sich auf einmal ein so furchtbares Getöse erhob, wie wir wohl alle noch keins erlebt hatten. Ich sehe noch, wie ein Familienglied versuchte, unter dem großen runden Wohnzimmerisch Schutz zu finden. Dann ein harter Schlag. Und Stille. Uns war nichts passiert, wenn auch die Herzen beinahe stillstanden. Der Vater eilte nach draußen, wo ihm Nachbar L. in großer Erregung zurief, das Flugzeug

hätte fast unser Dach gestreift. Ins Erdreich eingeschlagen war es einige hundert Meter weiter. Dort brannte es aus. Am Weihnachtsmorgen sahen wir, dass es eine deutsche Jagdmaschine war. Vom Piloten keine Spur. Hatte er sich mit dem Fallschirm retten können?

Über die „Christbäume“ dieses Abends habe ich noch manchmal nachgedacht. Vielleicht hatten die dafür verantwortlichen Militärs es bei diesem Scherz gar nicht so übel gemeint, sondern eher harmlos oder sogar etwas lustig? Andererseits kam mir in den Sinn, dass auch die Hirten der Weihnacht sich hochgradig erschreckt haben – nicht über einen Scherz.

Als das Flugzeug fast unser Haus streifte, befanden sich im obersten Stockwerk zwanzig schulentlassene Burschen des Heims. Es war ja kein Fliegeralarm, so dass sie wie wir nicht im Keller waren. Wie hätte der Tod da große Ernte gehalten! Wie waren wir über die Bewahrung froh.

Vom zweiten Weihnachtstag an verging zwei Wochen lang kein Tag ohne Bomben auf die nahe Kreisstadt (Neuwied am Rhein). Gleich am ersten dieser Tage wurde auch meine Schule getroffen. Und von der Schulklasse, in der die Christvesper stattgefunden hatte, stand bald nur noch, als gähnendes Gerippe, die Fensterfront. Aber von den vielen Kindern, die genau darunter im Luftschutzkeller saßen, ist keines zu Schaden gekommen. *



Mit Hilfe der Sterne

Es war der Kriegswinter 1943, als am 13. November meine Schwester das Licht der damals bitterkalten Welt erblickte. Wie immer in dieser Zeit verbrachten wir die Nächte in einem Bunker, der in Form einer Höhle in den Berg gesprengt und ausgebaut worden war. Es trafen sich dort alle Menschen, die in unserer Straße wohnten. Wir saßen alle still um den Volksempfänger. Der Wecker im Radio tickte unentwegt, und wir warteten auf die neuesten Luftalarmmeldungen und ob wieder feindliche Flugzeuge in den Luftraum Wuppertal einflogen. Nachmittags, wenn es anfang dunkel zu werden, packte meine Mutter die notwendigsten Sachen ein, der Kinderwagen wurde beladen, und dann zogen wir los.

Am Heiligen Abend lag viel Schnee, und mit dem Kinderwagen war es sehr mühsam, bis zum Bunker zu kommen. Meine Mutter war körperlich nicht die Kräftigste, ich war gerade erst sieben Jahre alt, und so mussten wir öfters stehenbleiben und uns erholen, ehe es weiterging.

An jenem Heiligen Abend war der Himmel sternenklar, und vor uns leuchtete am Himmel der „Große Bär“. Mutter sagte: „Wo jetzt der Große Bär steht, da ist der Papa.“ Mein Vater war zu jener Zeit in Russland Soldat. Nun also wusste ich, wo mein Vater war! Fortan hielt ich jeden Abend Ausschau nach dem Großen Bären und wusste, mein Vater tat es auch, und dann hielten wir stumme Zwiesprache. Ich erzählte ihm, was zu Hause los war, dass ich mal wieder Ärger mit Tante Emma, der jüngeren Schwester meiner Mutter, hatte, weil ich nicht so spurte, wie sie wollte. Ich erzählte ihm von der Schule, dass jetzt viele Stunden ausfielen, da wir auch tagsüber wegen Fliegeralarms nun oft in den Bunker mussten.

Es war immer tröstlich für mich, mit meinem Vater reden zu können, in welcher Form auch immer. Mein Vater kam 1947 aus amerikanischer Gefangenschaft als Kriegsversehrter nach Hause.



Mein Vater ist schon lange tot, und ich bin nun auch ein alter Mann geworden. Aber noch heute denke ich an jenen Heiligen Abend 1943. Noch immer halte ich Ausschau nach dem Großen Bären, auch wenn ich weiß, dass mein Vater von dort, wo er jetzt ist, nimmer wiederkommt. *



HILDA BIRNBAUM

Heiligabend 1944 – quälende Fragen

Ohne Gesang, ohne Lichter, ohne Kerzen, ohne Geschenke. Erwartung und Freude waren erloschen. Selbst die Natur hatte sich nicht in ein weißes, von Schnee und glitzerndem Raureif überzogenes Festkleid gehüllt. Auch ihr wurden tiefe Wunden geschlagen. Kein Glockengeläut kündete wie zur Friedenszeit den hohen Festtag an. Die Glocken waren längst zu Kanonen eingeschmolzen.

Die einfache Stube war wenigstens warm. Ganz spärlicher alter Schmuck, oft auch beschädigt, zierte noch das kleine Tannenbäumchen, das an seinem

angestammten Platz stand. Ein schwarz umrandetes Bild stand auf dem Schreibtisch. Der Sohn war gefallen. Riss so viele Hoffnungen mit in den Tod.

Ein zaghaftes Läuten an der Haustüre. Draußen standen fünf junge Mädchen in grauer Uniform. Verpflichtet als Flakhelferinnen. Hingesetzt, nicht weit vom Dorfrand entfernt, zu schwerem Abwehrgeschütz einer Flakbatterie. Nur wenig entfernt der große Scheinwerfer, der bei Dämmerung und Nacht grell aufleuchtend den Himmel absuchte. Feindliche Flugzeuge brachen fast pausenlos in das Gebiet ein. Verbreiteten Angst und Schrecken.

Durchgefroren und bedrückt wärmten sich die jungen Mädchen am Ofen. Tranken dankend die warme Milch, aßen das dazu gereichte Brot. Und dann brach bei allen das tief verdrängte Heimweh durch. Tränen rannen beim Erzählen. Die jungen Gesichter von Angst und Bangen gezeichnet. Sich überstürzende Fragen: Wo sind meine Eltern, meine Geschwister? Steht mein Elternhaus noch, meine liebe Umgebung? Oder ist längst alles von Bomben zerstört? Wie wird unser nächster harter Einsatz sein? Werden wir verschont beim nächsten Fliegerangriff? Wie lange müssen wir noch im Kriegsdienst stehen? Fragen, die mit jedem Wort Angst freigaben und die Gesichter quälten. Die Not junger Seelen konnte nur tiefstes Erbarmen hervorrufen.

Und es war Weihnacht. Keine Post, kein Päckchen aus der Heimat. Das Gefühl von Verlassensein mischte sich bei. Ungewissheit kann unsagbar quälend sein.

Sirenengeheul! Erschrocken, in der Eile noch die Äpfel, das Brot in die Tasche steckend, rannten fünf junge Mädchen ihren Stellungen zu. Keine Gelegenheit mehr, nach Adressen zu fragen.

Was ist aus ihnen geworden? Wir haben nichts mehr von den jungen Flakhelferinnen gehört. *

KAPITEL V

Weihnachten in der Fremde



RUDOLF MUCK

Weihnachten in der Kinderlandverschickung

Wir – 35 Jungen im Alter von 12 bis 14 Jahren aus den „Bombengebieten“ des Rheinlandes – befanden uns im Dezember 1944 in einem KLV-Lager (Kinderlandverschickungslager) diesseits und unweit der Oder in Schlesien. Die meisten Jungen waren schon seit Januar 1944 von zu Hause weg. Einige hatten im Laufe des Jahres einmal Besuch von den Eltern – die meisten nicht. An Besuche war bei der damaligen Frontlage nicht zu denken. Postverbindung mit der Heimat bestand allerdings noch – außer nach Aachen, das schon besetzt war.

Ein Teil der Lagerinsassen war gerade vom Schanzen an der Oder bei Dulitsch zurückgekommen. Unsere Vorweihnachtsstimmung war nicht christlich geprägt. Zunächst war ein anderes Ereignis bestimmend. Wir hatten eine Einladung zu einer Besichtigung eines in der Nähe liegenden Feldflugplatzes erhalten, und zwar von Soldaten einer Fliegerinheit, die uns zuvor besucht hatten. Zu unserem Leidwesen sagte uns der Flugplatzkommandant wegen der Gefährdung durch russische Fliegerangriffe ab. Dass uns ein solches Thema vor Weihnachten beherrschte, lag an unserer vormilitärischen Ausbildung im Lager. Die Zeiten waren damals eben so. Darüber hinaus beschäftigten uns andere Erlebnisse. An der Durchgangsstraße sahen wir endlose Flüchtlingstrecks mit Frauen, Kindern und alten Leuten auf Pferdewagen aus dem Warthegau und schlesischen Gebieten jenseits der Oder. Da kam dann doch ein flaes Gefühl im Magen auf, und Endsiegstimmung wollte sich nicht einstellen.

Am Heiligen Abend saßen wir fern der Heimat, ohne Angehörige und nur mit dem Lagerleiter und seiner Frau im Tagesraum vor dem Tannenbaum. Für ein Weihnachtessen war gesorgt. Es gab auch Süßigkeiten, und einige hatten ein Paket von zu Hause erhalten. Geschenke gab es nicht – woher auch? Uns half nur die Kameradschaft untereinander, mit einer solchen Situation fertig zu werden. Es wurde auf die Frontsoldaten verwiesen, die auch ohne Familie und unter Kriegseinwirkung feierten – wenn überhaupt. Tränen mussten unterdrückt werden, um nicht als „Weichling“ zu gelten. Manch einer wird dies später unter der Bettdecke nachgeholt haben.

Nachdem im Herbst der letzte Lagermannschaftsführer eingezogen worden war, wurde ich nach einer Kurzausbildung eingesetzt. Der Lagermannschaftsführer war für den gesamten Tages-Dienstbetrieb – außer der Schule – verantwortlich. Ich hatte also Vorbildfunktion und musste den Kameraden in einer solchen Situation beistehen unter Verdrängung der eigenen Gefühle.

Eine christliche Besinnung oder Kirchenbesuch zu Weihnachten gab es nicht.

Hauptsächlich mit Singen brachten wir dann diesen beklemmenden Abend irgendwie hinter uns.

Fünf Wochen später standen die Russen an der Oder, und wir reihten uns in die Flüchtlingskolonnen ein. Wenn uns die Russen damals überrollt hätten, wären wir als Lagerinsassen unter HJ-Verwaltung wohl zur Umerziehung und zum Arbeitseinsatz in Sibirien gelandet. Die Flucht ging über Dresden, das wir eine Woche vor dem Großangriff wieder verließen, nach Königstein an der Elbe. Nach Auflösung des Lagers beim Herannahen der Amerikaner suchte jeder für sich und in oft abenteuerlicher Weise seinen Weg in die Heimat. ❁

Es war so arm wie wir ...

Kein Plätzchenduft, kein Weihnachtsmann,
am Baume fehl'n die Kerzen.
Wir sitzen still am fremden Tisch
mit unsern schweren Herzen,
denn ein Platz daran bleibt leer –
kaum Hoffnung noch auf Wiederkehr.

Im Ofen zischt das nasse Holz,
das mühsam wir geborgen;
das Licht brennt trüb und kalt,
es passt zu unseren Sorgen.
Mir scheint, seit flüchtig und zerbombt wir sind,
wird unsere Mutter alt.

Aus Bildern alter Weihnachtszeit
weht fern ein bunter Reigen –
und weht vorbei ... will er uns nur
geträumtes Leben zeigen?

Uns bleibt nur eins: die alte Mär
in Vaters Bibel hier:
Das Christkind lag auf fremdem Stroh
und war so arm wie wir. ❄

Wenn das Licht kommt

Heute ist Weihnachten, das erste ohne Krieg. Oma, Mama und ich wohnen jetzt in einem ausgedienten Bahnwaggon, hausen hier, wie Oma immer in bitterem Ton sagt. Aber ich denke, wenn man als Flüchtlinge einen Raum für sich allein hat, und sei er noch so eng und kalt und finster, sollte man sich freuen, ja fast ein wenig stolz darauf sein.

Ich freue mich! Wir haben mal wieder Kohlenferien, und ich durfte lange schlafen. Oma hat schon Feuer gemacht und den Rest der Suppe aufgewärmt, die Mama gestern von ihrer Arbeit bei den Russen auf dem Flugplatz mitgebracht hat. Sie schält dort Kartoffeln in der Küche und darf oft etwas mit nach Hause nehmen: ausgekochte Knochen, übriggebliebene Nudeln oder Brot, das Oma in die Suppe brockt. Das schmeckt gut, besonders wenn ich, wie heute, bei Tageslicht essen kann.

Hier draußen im Wald, weit weg von dem Dorf bei Cottbus, gibt es keinen Strom. Max und Lina, die Einheimischen, die nebenan im Haus wohnen, besitzen eine Petroleumlampe; aber Petroleum ist genauso schwer zu bekommen wie Kerzen.

Oma begleitet mich oft zur Schule – vier Kilometer hin und wieder zurück – und stellt sich vor dem Gemischtwarenladen in der Schlange an. Aber sie hat schon lange keine Kerze mehr zu kaufen bekommen, und unsere ist bereits tief heruntergebrannt und darf abends nur für kurze Zeit angezündet werden, wenn Mama von der Arbeit kommt. Manchmal muss der Feuerschein genügen, der durch die geöffnete Ofentür fällt.

Oft kommt Mama sehr spät, muss sich in der schwarzen Nacht durch den Wald tasten, an den Bombenkratern vorbei, den Soldatengräbern und dem Panzerwrack. Ich wundere mich, dass sie das kann.

Ich selbst fürchte mich sehr vor der Finsternis. In ihrem Bauch leben die Träume und die Schreckensbilder von Kellern, Feuer und Ruinen, vom Gedränge in Lagern und Güterwagen und von ziellosen Wanderungen vorbei an verschlossenen Türen. „Fürchte dich nicht“, sagt Oma. Wir gehen ins Bett, sobald es dunkel wird, und vergraben uns unter allen Decken, die wir besitzen. Oma weiß Geschichten und Lieder, und wir sagen miteinander Gedichte auf und lachen, wenn wir nicht weiterwissen. An manchen Abenden schaut uns der Mond zu, blickt freundlich durch das schmale Fenster, und Oma erzählt von den zwölf heiligen Nächten zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag, in denen Träume und Wünsche in Erfüllung gehen. „In der Christnacht können die Tiere sprechen“, sagt sie, und ich will ihr glauben, weil Glaubenkönnen tröstet. „Und danach“, fährt sie fort, „wächst das Licht. Jeden Tag einen Augenblick.“

Lina hat ein winziges weißes Kätzchen, das ist die meiste Zeit bei uns. Ich habe es Mimi genannt und mag es sehr. Nachts schläft es zwischen Mama und mir. Wenn der Wind heult, die Föhren ächzen und Sträucher mit dürrer Fingern über die Holzwand streichen, schnurrt Mimi auf meiner Brust.



Ich freue mich auf Weihnachten! Auf dem Abfallhaufen vor dem Flugplatzzaun habe ich glänzendes Silberpapier entdeckt und damit den kleinen Baum geschmückt, den wir aus dem Wald geholt haben. Ich habe auch manches gebastelt: Bilder und Heftchen mit Weihnachtsgeschichten und für Mama aus einem Rest weißen Stoffes einen winzigen Engel mit Haar aus gelber Wolle und Pappdeckelflügeln. Ich freue mich so sehr!

Aber dann kommt Mama heute sehr früh, noch bevor es dunkel ist, und Oma meint, dass es besser sei, jetzt gleich die Geschenke anzuschauen, um die Kerze zu schonen. „Du bist ja schon groß“, meinen sie, „und verständig.“ Ich weiß, ich bin schon zwölf, aber wie klein, wie sehr Kind muss man denn sein, um ein richtiges Weihnachten erleben zu dürfen?

Sie freuen sich nicht. Gleichgültig packen sie die Sachen aus, die ich gebastelt habe, sagen: „Schön – schön“ ohne hinzuschauen, legen Lesezeichen, Bilder und Büchlein weg, und der gelbhaarige Engel fällt unbeachtet in Mamas Schoß.

Ich habe eine Flasche von dem sauren Sprudel bekommen, der so prickelnd schmeckt und nur ganz selten zu haben ist. „Ja“, sagen sie, „du darfst jetzt gleich davon trinken. Mach nur auf.“ Aber ich, die doch vorhin noch glücklich herumhüpfte, habe keinen Durst und kann mich kaum für das Schreibheft begeistern, das ich für meine Geschichten verwenden darf. „Musst es nicht für die Schule nehmen“, versichern sie.

Kann Freude grau werden und aschig, wenn sie nicht erwidert, nicht als Echo zurückgeworfen wird? Oder gibt es verschiedene Arten von Freude? Eine, die man sich selbst bereitet, zubereitet, wie man Suppe kocht, und eine andere, die unerwartet, ungerufen da ist und in einem wächst wie ein Baum?

Ich sitze auf der Holzkiste neben dem Ofen und presse meine Schulter an seinen warmen Leib. Mama und Oma hocken mir gegenüber mit den Rücken am Schrank und flüstern im Finstern mit scharfen Stimmen. „Weißt du noch, früher, als wir zu Hause waren? Erinnerst du dich noch an die Weihnachtsfeste?“

Sie beginnen, wie so oft, aufzuzählen, was wir alles besaßen und verloren, aber die Namen der Wunderdinge klingen bitter aus ihrem Mund, und sie vergessen die Sirenen, den Luftschutzkeller, die Angst vor der näherrückenden Front und alle die vergeblichen Versuche, der Gefahr durch Flucht zu entkommen. Nicht alles, was es nicht mehr gibt, war gut.

Ich bin müde. Die Augen fallen mir zu, aber die zischelnden Stimmen vertreiben den Schlaf, tun weh. Das Feuer brennt nieder, sein ruhiger Atem verflacht, Kälte gähnt mich an, als endlich jemand gegen die Tür schlägt und Lina ruft: „Kommt rüber!“ Drüben ist die Wohnstube voller Menschen. Neben Max und Lina ist auch die andere Flüchtlingsfamilie da, die im Haus wohnen darf, und eine fremde Frau aus der Stadt. Ich erkenne ihre Gesichter nicht, schaue nur den Baum an und die Kerzen. Drei, vier, fünf Kerzen! Nein, noch mehr. Unzählige Kerzen. Welch eine Verschwendung an Licht und Freude!

Alle reden freundlich und wünschen einander mit weihnachtlich warmen Stimmen alles Gute. Sie loben mein Gedicht, Lina freut sich über die Schale, und Max singt „Stille Nacht“. Der Baum duftet, und ich stehe da und nehme das Licht auf, atme es ein, spüre sein immer wiederkehrendes Beginnen, seine Kraft, die stärker ist als die Angst.

Jetzt ist die heilige Stunde da. Jetzt wird meine kleine Mimi sprechen können, und niemand hört ihr zu.

Später, als wir wieder gehen müssen, stolpere ich geblendet in der Dunkelheit des Gartens, und Lina geht zurück, nimmt eine Kerze vom Baum und reicht sie mir. „Schenk ich dir“, sagt sie, „damit du nicht fällst.“

Ich halte das Licht in der Hand. Ich leuchte der Finsternis ins Gesicht. Ich sehe zwar nur den sandigen Weg, froststarres Gras, kahles Gesträuch und Steine, aber vielleicht geht es ja gar nicht darum, dass Bäume und Tiere sprechen können, sondern darum, dass wir Menschen verstehen. ✱

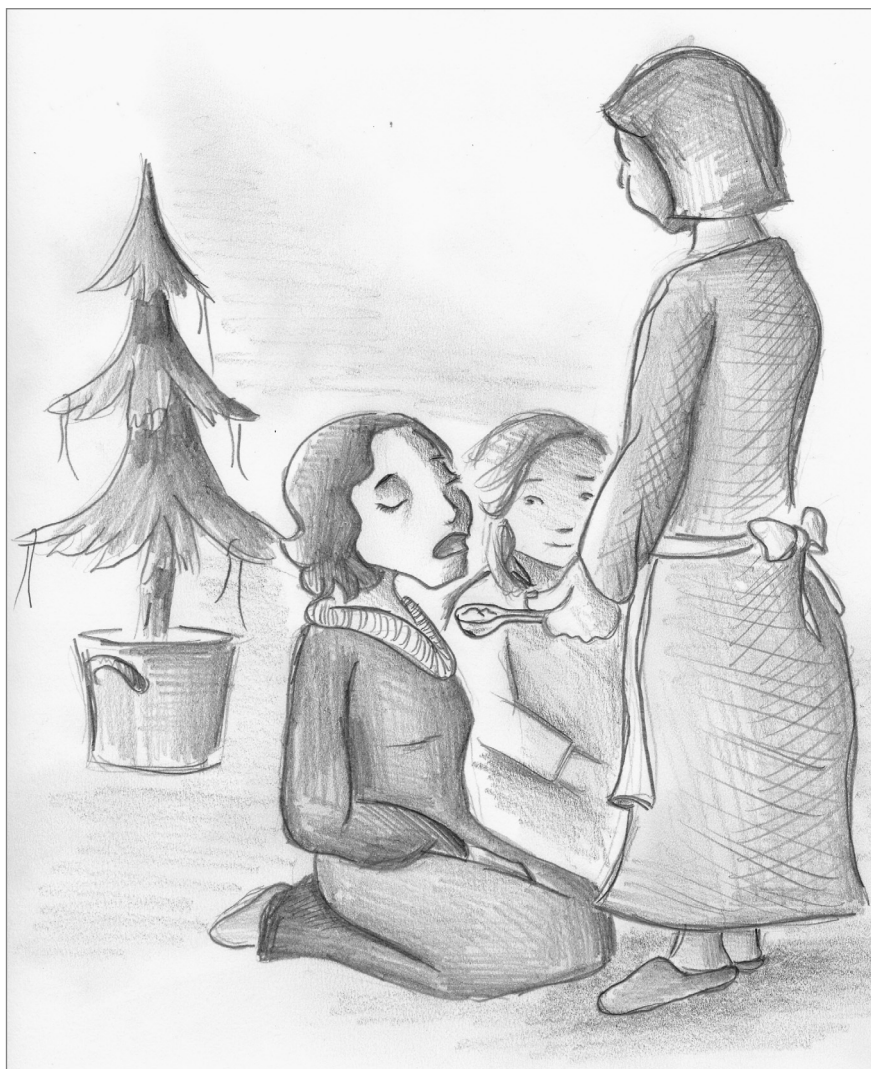
Mohnklöße

Im Januar 1945 mussten wir aus Cosel an der Oder/Oberschlesien bei minus zwanzig Grad ins Ungewisse flüchten. Aber alle Züge waren überfüllt. Ein Eisenbahner, Vater von fünf Kindern, bot uns an, uns mit einer organisierten Lokomotive und einem Viehwagen, den er mit meiner Schwester unter russischem Panzerbeschuss vom anderen Oderufer nach Cosel geholt hatte, in den Westen zu bringen. Diese gefährvolle Flucht endete nach acht Tagen in Hirschberg im Riesengebirge, weil dort unsere Lokomotive von deutschem Militär beschlagnahmt wurde. Dort trennten wir uns und fuhren nach Oberschreiberhau im Riesengebirge, wo die Schwägerin meiner Schwester in einem Lazarett als Krankenschwester arbeitete. Sie gehörte dem Orden der Grauen Schwestern an. Dort wurden wir aufgenommen und bekamen eine leere Sanitätshütte zugewiesen. Die deutschen Verwundeten waren nämlich schon evakuiert worden. Wir, das waren meine 63-jährige Mutter, eine Schwester mit drei Kindern, vier Jahre, zwei Jahre sowie acht Monate alt, eine zweite Schwester mit einem dreieinhalb Jahre alten Jungen und schwanger, eine dritte Schwester und ich.

Am 8. Mai marschierten die Russen ein. So waren wir in unserer Hütte gefangene Flüchtlinge.

Unser Leben bestand aus Hunger, Angst und bitterster Not. Der Sommer verging. Schnee fiel schon im Herbst. Wenn es stürmte, fällten wir nachts Bäume. Im Sturm hörte man das Hacken und Sägen nicht.

Weihnachten kam. Wir hatten nichts für die Kinder. Aber wir holten bei Nacht ein Christbäumchen aus dem Wald und stellten es in ein altes Töpfchen. Wie festlich unsere Hütte auf einmal aussah! Irgendwo fanden wir altes Stanniolpapier, vermutlich von Zigaretten. Wir schnitten es in schmale Streifen und schmückten damit unser Bäumchen. Die Kinderaugen strahlten.



An diesem Tage ließen wir unser Kanonenöfchen, auf dem nur ein Topf Platz hatte, nicht ausgehen. Zusammengeschmiegt saßen wir und wärmten uns. Es gab Kräutertee, den wir im Sommer gesammelt hatten. Wir dachten an unsere zwei Brüder, und meine Schwestern fragten sich, ob ihre Männer, die im Osten gekämpft hatten, noch lebten. Nur die Kinder waren fröhlich. So versuchten wir, auch fröhlich zu sein, und stimmten das Weihnachtslied „Ihr Kinderlein kommet“ an. Die Kinder sangen oder lallten mit.

Plötzlich hörten wir Schritte im knirschenden Schnee. Wir verstummten vor Angst. Nun klopfte es an die Tür. Meine Mutter nahm beherzt ihre Enkelkinder an die Hand und auf den Arm und öffnete in der Erwartung betrunkenen Russen die Tür. Zu Kindern waren die Russen meistens gut. Mutter löste den Balken unter der Klinke, den wir stets zu unserer Sicherheit daruntergeklemmt hatten. Eisiger Wind wehte weiße Schleier in die Hütte. Wir glaubten an Halluzinationen. Sahen wir Engel mit weißen Flügeln? Und nun begannen diese Engel auch noch zu singen!

Nein, es waren keine Halluzinationen. Es waren fünf Klosterschwwestern, unsere Verwandte, Schwester Salesia, mit vier Mitschwwestern. Die jüngste, Schwester Gertrudis, hielt ein Kompottschälchen in ihren erfrorenen Händen. Sie überreichte es meiner Mutter. Schwester Salesia gab dazu eine Erklärung: „Wir haben heute jeder ein Schälchen Mohnklöße bekommen“ – eine schlesische Weihnachtsspeise. „Schwester Gertrudis hat ihre nicht gegessen. Sie möchte sie euch zu Weihnachten schenken.“

Wir starteten auf das Schälchen. Richtig! Zu Hause hätten wir heute Mohnklöße gehabt. Dankend nahm Mutter das Schälchen entgegen. Dann holte sie einen Kaffeelöffel, machte neun kleine Portionen und gab jedem ein Löffelchen Mohnklöße in den Mund. Unwillkürlich knieten wir hin und ließen uns liebevoll füttern. Ganz lange hielten wir unseren Bissen im Mund. Die Kinder versuchten, mit ihren Fingerchen noch ein Krümelchen aus dem Schälchen herauszukratzen.

Eine feierliche Stille lag in unserer Hütte. Aber dann stimmten die Schwestern das „Stille Nacht“ an. Viel zu schnell verabschiedeten sie sich, denn es war Deutschen verboten, bei Dunkelheit auf die Straße zu gehen. Zurück aber blieb in unserer Hütte ein Hauch von Heiliger Nacht. ✨

Schutz durch Leid

Am 3. März 1945 begann in Kolberg unsere Flucht vor den Russen. Monate später blieb ich auf meiner Reise ohne Ziel mit meinem Säugling an der Brust in Kühlungsborn hängen. Alles war auf der Flucht, keiner wusste vom andern. Von meinem Mann in Russland gab es schon seit einem Jahr keine Post mehr; er war ja inzwischen Vater geworden. Meine Flucht auf der Straße nach Westen hatte in Kühlungsborn ihr Ende gefunden; ich konnte nicht mehr. Ich besaß dort eine Anlaufadresse, sie war meine letzte Hoffnung, aber mein Hauptmann B. war natürlich längst mit Kind und Kegel über alle Berge.

Auf einem Bauernhof im nahen Bastorf standen Frauen nach Milch an. Ich stellte mich mit in die lange Reihe, aber der Bauersfrau gehörte nur noch eine Kuh, und als ich dran war, war die Milch alle. Ich brauchte doch wenigstens ein paar Tropfen Milch für meinen Jungen! Der schrie und weinte bereits nicht mehr, sondern wimmerte nur noch vor sich hin. Da gab ich uns auf, setzte mich mit ihm im Arm erschöpft und hoffnungslos in den Straßengraben und wollte so gerne einschlafen. Beten konnte ich nicht mehr, denn all mein inbrünstiges Flehen und Bitten hatte mir nicht geholfen.

Unvermittelt stand eine ältere Frau vor mir mit einer kleinen Milchkanne in der Hand, die sie mir anbot. War das ein Engel vom Himmel, oder waren das bereits Halluzinationen? ging es mir durch den Kopf. Mein kleiner Bub, mein Alles, konnte schon nicht mehr trinken. Da nahm ich die Milch schluckweise in den Mund und flößte sie ihm von Mund zu Mund ein. Diese Frau wohnte etwa zwei Kilometer weit entfernt. Sie wollte mich mit dem Kind für ein paar Tage zu sich in ihre kleine Wohnung mitnehmen.

Aus den paar Tagen wurden Monate. Wir erlebten dort den Einmarsch der Russen und die spätere Besatzung. Das Allerschlimmste und Abscheulichste daran war das Kesseltreiben nach Frauen und Mädchen als Siegesbeute. Auch ich, wie alle jungen Frauen, versteckte mich in Wald und Feld, in Rüben- und



Kartoffelmieten. Wenn die Russen ins Haus kamen, sahen sie einen Säugling und eine alte Frau. Wo ist die junge? Da wir uns nichts zu essen kaufen konnten, legten die Russen ein Laib Brot, ihr „Chleb“, auf den Tisch und kündigten an, morgen wiederzukommen, aber die junge Mamutschka müsse da sein. Sie war es natürlich nicht, nicht um alles in der Welt. Die Russen kamen am nächsten Tag wieder, lamentierten, gingen wieder, aber nahmen auch das Brot wieder mit. Wir hatten uns nicht getraut, es anzurühren, trotz unseres Hungers. Sie kamen abermals und suchten nach der jungen Matka; sie wurden böse, schlugen die alte Frau und zertrümmerten ihre Möbel.

Zu dieser Wohnung musste man in einem Hinterhaus eine Treppe hochgehen, dann an einer anderen Wohnung vorbei in den hinteren Teil des Gebäudes. In der vorderen Wohnung wohnte auch eine junge Frau, die hatte vier kleine Kinder. Ihr Mann war in Russland. Sie konnte nicht weglaufen

und sich verstecken, und keiner konnte ihr helfen. Da spielten sich wahrhaftig unvorstellbare Horrorszene ab.

Es wurde Weihnachten. Mein Schutzengel (Frau Böttcher in Person) war ja hier zu Hause und kannte sich aus. Sie wusste von einer Steckrübenmiete in Bastorf. In der Abenddämmerung machte sie sich wie ein Dieb auf den Weg, um für uns dort nachzugraben. Wir hatten sonst nichts zu essen. Sie hatte tatsächlich Erfolg, kam mit Rucksack und Tasche voll Rüben wohlbehalten zurück und schlich ängstlich an der vorderen Wohnung vorbei, in der sie jetzt Männer- und frohe Kinderstimmen hörte. Da war tatsächlich große Weihnachtsbescherung, denn jetzt kam ausnahmslos nur noch ein Russe zu der Frau, und der war Offizier. Nun trauten sich die Mannschaftsdienstgrade natürlich nicht mehr ins Haus, und wir in der hinteren Wohnung waren dadurch automatisch mit geschützt. Bei dieser Erkenntnis dankten wir dem Himmel auf Knien und unter Freudentränen.

Mir kam es vor, als sei dieser russische Offizier unter diesen Umständen für uns der Stern von Bethlehem. Es war ein Weihnachtsfest nicht nur der Freude, sondern der Erlösung. Wir hatten nur Steckrüben zu essen? Nein, mit Freuden stellten wir positiv und glücklich fest: „Wir haben Steckrüben zu essen!“

Soll man über diese arme, tapfere Frau und Mutter den Stab brechen? Nein, weiß Gott, den bricht man nicht. War es nicht ein Opfergang für ihre Familie mit vier kleinen Kindern? Aber welchen Preis hat sie zahlen müssen, wenn (falls) Mann und Vater aus Russland heimkehrten? *

Klaus

Im Juni 1945 kehrten wir von Danzig, wohin wir geflüchtet waren, nach Ostpreußen zurück. Dort begann für uns eine grausame Zeit unter den Russen. In Ostpreußen waren wir als Zivilisten vogelfrei: keine Lebensmittel, keine Schule, kein Schutz. Dann wurden wir wie Vieh verladen und landeten nach zehn Tagen Fahrt in Pirna.

Der Winter war da, mit Kälte, aber wenig Schnee. Wir wussten 1946 nicht, wie wir Weihnachten begehen sollten. Eine Brotzuteilung bekamen wir auch an diesen Tagen nicht, nur die Menschen, die zum Arbeiten noch Kraft hatten. Wir Kinder waren uns selbst überlassen und suchten nach Essbarem. Bei den Russen fanden wir Kartoffelschalen, die wir auf dem offenem Feuer rösteten. Wir bettelten, und die Kleinen bekamen auch gelegentlich ein bisschen Brot, so auch meine Schwester. Sie war acht Jahre alt und sah erbärmlich aus.



Am Heiligen Abend blieben wir Kinder alle zusammen und wollten etwas Essbares stehlen. Wir hatten großen Hunger. Das Magazin wurde nach einem Spähgang als zu gut bewacht erkannt. Also versuchten wir es bei russischen Privatleuten, bei denen wir Licht brennen sahen. Wir machten am Fenster Krach und lenkten die Bewohner ab. Andere schlichen sich ins Haus, und so klappte es. Zu später Stunde hatte jeder etwas Essbares in Händen. So wird man, von der Not getrieben, zum Dieb. Freudig, doch noch satt zu werden und mit der Mutter teilen zu können, rannte jeder seiner Behausung zu.

Zu dieser Zeit bekamen viele Frauen nach Vergewaltigungen Kinder. Manche starben gleich, manche warf man weg, oder irgend jemand versuchte das zarte Leben zu erhalten. Eine Frau mit drei Mädchen versuchte, auch den Jungen am Leben zu erhalten. Die Töchter litten sehr darunter, dass sie von der Mutter geschickt wurden, Hafer zu stehlen, woraus dann Schleim gekocht wurde. Die hundert Gramm Zucker, die die Mutter für ihre schwere Arbeit mit Pferd und Pflug erhielt, bekam der Junge ebenfalls. Diese einfachen Dinge wurden damals zum Drama.

Nun kamen die drei freudig an, in ihren Händen das Gestohlene. In der Stube war es dunkel, die Ofentüre stand offen, nur die Holzglut spendete Licht. So fanden die Kinder die Mutter mit Klaus, wie der Junge heißen sollte. Sie legten die Kartoffeln in die Ofenglut, aßen die Brotbrocken, und unterdessen war es Heilige Nacht. Sie sangen wirklich noch Weihnachtslieder. Sehr müde kuschelten sie sich aneinander, in der Hoffnung, eine störungsfreie Nacht zu haben. Es konnte ja passieren, dass die bestohlenen Russen Rache nahmen.

Am 25. Dezember begann das langsame Sterben des Kleinen. Die Familie hatte doch alles gegeben, damit er leben sollte. Am 26. Dezember kam der alte Mann, so sagten sie zu Herrn Fritz Fischer, den Kleinen zu taufen, und sie erlebten es und waren sehr ergriffen. Noch im Januar 1947 gegen Mittag starb der kleine Klaus, nachdem er sie schon angelächelt hatte.

Dieser Junge war mein Bruder, die tapfere Frau meine Mutter. *

Weihnachten 1945 in einem fränkischen Pfarrhaus

Nach der Vertreibung aus dem Sudetenland und einer wochenlangen Odyssee in offenen Viehwaggons und zu Fuß auf der Landstraße, nach Aufhalten in Scheunen, Sälen, Lagern und unter freiem Himmel erreichten wir im August 1945 Franken und wurden in ein Pfarrhaus auf dem Lande eingewiesen.

In dem winzigen Zimmer, dessen Fensterscheiben teilweise mit Dachpappe ersetzt waren, standen ein Stockbett, ein anderes altes Bett, ein kleiner Tisch und zwei Stühle. Eine Waschschüssel auf wackeligem Gestell, ein offenes Regal und ein Kachelofen „vervollständigten“ die Einrichtung für fünf Personen. Dieser Raum befand sich zwischen der Speisekammer und dem Bibeltzimmer.

Der Sommer ging leidlich vorbei. Vor dem Fenster, zwischen Kirche und Haus, eine reiche Beerenernte, in der Scheuer später Gemüse, an den Bäumen Obst – eine Welt des Friedens wie in so vielen kleinen Orten in Deutschland. Wir verbrachten die Zeit mit Holzsammeln; die Äste holten wir mit einer langen Stange von den Eichen herunter. Beeren wurden gelesen. Vater versuchte, irgendeine Arbeit zu bekommen, Mutter half bei einer jüdischen Familie, die in einer der Kasernen der benachbarten Kleinstadt untergebracht war. Für uns Kinder begann für einige Stunden am Nachmittag ein Ersatzschulunterricht. Im übrigen wurde das mit- bzw. „durchgebrachte“ Geld verbraucht: auch rationierte Lebensmittel mussten bezahlt werden.

Die grauen Novembertage brachen herein, unser kleiner Kachelofen gab einigermaßen Wärme, briet sogar auf der einzigen Platte die mit Trockenzwiebeln (von einem barmherzigen Kleinstadtdrogisten ausgegeben) angereicherten Kartoffeln. Rote Rüben als Beigabe tagaus, tagein, und neben uns die

wohlgefüllte offene (!) Speisekammer (christliche Absicht?) – ich weiß nicht, ob meine Mutter damals schon oder erst während der restlichen Monate unseres Aufenthaltes die Türklinken verwechselte.

Nicht lange, und Weihnachten kam heran mit der bangen Frage, wird es das einzige oder eines von vielen in der Fremde sein? Ein kleines Bäumchen wurde erstanden, zwischen Bett und Ofen auf den winzigen Tisch gezwängt; ob es irgendwie geschmückt war, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Am 23. Dezember erreichte uns die Einladung der Pfarrfrau, einer strengen, hageren Schwäbin, zum Abendessen am Heiligen Abend. Am Nachmittag des 24. Dezember erwartete man natürlich von den Vertriebenen, dass sie am Gottesdienst teilnahmen. Von uns Kindern war der Aufenthalt in der eiskalten Kirche, durch deren teilweise zerbrochene Fensterscheiben die Kälte ungehindert Zugang fand, gefürchtet. Wir froren in den wenigen uns verbliebenen Kleidungsstücken wie die Schneider. Es blieb uns nichts übrig, wir konnten uns nicht undankbar zeigen.

Das weihnachtlich geschmückte Wohnzimmer war ein Spiegelbild unseres letzten Festes zu Hause im Kriegswinter 1944: ein festlich gedeckter Tisch, der große, geschmückte Christbaum. Anders war die große Pfarrfamilie: acht Kinder, eine Hausdame, das Pfarrerspaar, mit uns zusammen also 16 Personen. Nach dem Essen wurden meinem Vater und meinem Bruder je eine Geige in die Hand gedrückt, nachdem davon gesprochen worden war, dass sie beide das Instrument spielen konnten. Schmunzelnd erinnerte ich mich an das weihnachtliche Musizieren zu Hause: meine Mutter am Klavier, Vater und Bruder den Geigenbogen streichend, meine Schwester und ich singend – wir brachten es selten zustande, das Weihnachtslied gleichzeitig zu beenden. Nun, an diesem Abend schafften es die beiden Geiger. Frau Pfarrer sprach sich meinen Eltern gegenüber noch lobend über die guten Tischmanieren der Kinder aus. Man erwartete dies wohl nicht von Leuten, die mit einem Handwagen eingezogen waren.

Neun Monate später bekamen wir endlich Zuzug in die nahe gelegene Kreisstadt. Die Zeit bei „Pfarrers“ hatte uns vieles gelehrt. Wir mussten uns völlig ändern, unbekanntes Lebensumstände anpassen, waren wir doch erst

1945 konvertiert aus Dankbarkeit der evangelischen Gemeinde gegenüber, der wir uns nach der Ausweisung anschließen durften. Ohne diese Gefälligkeit wären wir wohl, wie so viele, in der Tschechoslowakei gelandet. *



Beschwerlicher Weg zur Christmette

Wir schreiben das Jahr 1946 und gehen dem ersten Weihnachtsfest in der Fremde entgegen. Aus unserer Heimatstadt Breslau vertrieben, waren wir im Weserbergland gelandet, im Dorf Vahlbruch, gelegen auf einer Berghöhe zwischen Bad Pyrmont und Holzminden. Zu unserem Leidwesen befanden wir uns in einer Diaspora. Der Kirchweg nach Polle und zurück verlangte uns 16 Kilometer Fußweg ab, mit unzureichendem Schuhwerk, leerem Magen und schlechter Bekleidung. Hatte man uns doch alles genommen, bevor wir die Heimat verlassen mussten.

Trotz allem wurden diese weiten sonntäglichen Kirchgänge von Mutter und uns neun Kindern auch bei Regen, Kälte und Schnee eingehalten. Manch ein Kirchgang wurde zu einem besonderen Erlebnis, zum Beispiel am Heiligen Abend. Wir sollten anderthalb Stunden brauchen, um Polle zu erreichen, wo wir Katholiken in einer evangelischen Kirche mit unserem Seelsorger die Christmette feiern durften, die um 24 Uhr beginnen sollte. Wir Geschwister hatten für diesen feierlichen Gottesdienst folgende Aufgaben: sechs von uns bestritten allein das Krippenspiel vorweg. Eberhard war Organist und leitete den Chor, Konstantin und Regina begleiteten mit der Geige die Orgel und den Chor zum schlesischen Transeamus.

Also begab sich unsere Familie pflichtbewusst beizeiten auf den Weg, um die Christmette mitzufeiern und mitzugestalten. Diesmal nahmen wir einen Abkürzungsweg, der steil bergab durch den Wald führte. Wir wollten ja pünktlich eintreffen. Mit Taschenlampen versehen begaben wir uns auf den weiten Weg, denn es war stockdunkel. Uns war feierlich und weihnachtlich zugleich zumute, bis plötzlich im Wald die Taschenlampen kein Licht mehr spendeten. Leer die Batterien, und kein Ersatz dabei! Da wir auch im Wald Abkürzungen nahmen und nicht auf dem Weg blieben, tappten wir im

Dunkeln, verliefen uns und verloren gänzlich die Orientierung. Wir wurden nervös, weil doch vieles in dieser Heiligen Nacht von unserem pünktlichen Erscheinen abhing. Kein Dorf in der Nähe, keine Laternen, die uns wieder auf den rechten Weg gebracht hätten. Wir liefen und liefen, obschon wir kein Ziel erkennen konnten.

Als wir die Hoffnung schon aufgegeben hatten, erschien zwischen den Bäumen plötzlich ein fernes Licht. Diesem nachgegangen, wurden es mehr und mehr Lichter, bis wir erkennen konnten, dass es Polle sein musste, unser Bestimmungsort in der Christnacht. Die eben noch schweisgasse Familie jubelte und ward wieder fröhlich. Keiner beklagte sich fortan ob der mitgeschleppten Instrumente und Sachen, die für das Krippenspiel und den Gottesdienst benötigt wurden. So rasch wir konnten, versuchten wir nun nach Polle zu kommen. Das Gotteshaus erreicht, die Kirchentür schnell ge-



öffnet, ging ein lautes und erleichtertes Raunen des Pfarrers und der Gemeinde durch den Kirchenraum. Die Kirche war rammelvoll besetzt. Das Krippenspiel, in dem unser sechsjähriger Bruder Klemens als Hirte seine Weise dem Christkind auf der Geige darbrachte, und danach die Christmette konnten nun – verspätet – beginnen.

Für unsere Familie wurde es trotz der Entbehrungen und dem verlorenen Weg in der Christnacht eine sehr tiefe und unvergessliche Weihnacht, sind wir doch dem Geschehen der Heiligen Nacht viel näher gekommen. ✨

KAPITEL VI

Weihnachten in der Nachkriegszeit

Wie meine Schwester und ich einen Weihnachtsbaum organisierten

An das Weihnachtsfest 1947 werde ich mich noch lange erinnern. Ich war fast zehn, meine Schwester Gitta fünf Jahre alt. Wir waren erst vor einem halben Jahr aus Wittenberg unter Beschuss betrunkenener sowjetischer Soldaten über die Grenze bei Helmstedt nach Arensch geflüchtet. Ein armseliger Ort, 13 Häuser, verteilt auf einen Quadratkilometer, und weit am Ortsrand ein Gefängnis mit etwa hundert Gefangenen. Keine Straßen, nur Sandwege. 15 Kilometer bis zur nächsten Stadt, Cuxhaven.

Unser Domizil war eine schäbige Baracke, vom ewigen Nordseewind arg gebeutelt, eine ehemalige Unterkunft deutscher Soldaten, die den Nordseestrand bewacht hatten. Strom gab es nicht. Dafür leuchteten bei uns Petroleumlampen oder besser gesagt, sie versuchten, Licht zu spenden, um die Küche, die gleichzeitig Wohnzimmer war, zu erhellen – wenn ich mich richtig erinnere, vergeblich.

Unsere Mutter fand Arbeit in einer Cuxhavener Fischfabrik, für 27 Pfennige die Stunde; Vater verdingte sich gegen Naturalien bei den Bauern.

Unser „Schloss“ stand auf freiem Feld, rundherum Wald, aber der wurde streng von einem Förster bewacht. Er kannte jeden Baum seines Waldes, er „saß“ auf jedem Baum. Einen Baum unbemerkt zu „organisieren“, ohne sein Wissen und ohne seine Genehmigung, war so gut wie unmöglich.

Wir besaßen nicht viel, besser gesagt, wir besaßen fast nichts. Bauern aus Arensch hatten uns verschiedene Tiere zur Verfügung gestellt: zwei Schafe, zwei Schweine, ein paar Gänse, ein paar Hühner. Mein Vater musste sie bei den Bauern abarbeiten.

Es nahte der Heilige Abend, und ein Heiliger Abend ohne Baum, nein, das war unmöglich. Woher aber einen Christbaum nehmen? Ich wusste zwar, wo einer für uns stand. Kinder kennen die Umgebung. Aber unser „Baumwachposten“, der Förster, passte auf wie ein Schießhund. Er war überall dort, wo man ihn nicht vermutete. Er wusste wohl, was seinen Wald ohne seine Wache erwartete. Und das Schlimme: Es lag Schnee, wenn es auch mehr Schneematsch war. Zwar nicht viel, aber er war da. Aber ein Baum musste her. Erwachsene als Beschaffer konnten nicht sein, denn sie fielen zu sehr auf. Nun war guter Rat teuer. Ein Baum musste nun mal her, egal wie, also mussten kleine Leute ran.

Wie schon erwähnt, war hier einst militärisches Gebiet gewesen. Zwanzig Meter vor unserer „Villa“ endete ein Schützengraben, mittlerweile von der Natur zurückerobert, also von Gras und Gestrüpp zugewachsen. Zuerst brachte ich meiner Schwester bei, wie man mit einem Wedel Spuren verwischt. Sie begriff es sehr schnell. Dann besorgte ich, woher weiß ich nicht mehr, Kartoffelsäcke.

Dann war er da, der 24. Dezember. Ein regnerischer Tag, düster, die Wolken jagten sich, sehr windig. Der Regen zeitweise mit Schnee versetzt. In Oberschlesien ist es Sitte, dass vor der Bescherung „poscic“ gemacht, also gefastet wird. Das Essen durfte erst aufgetragen werden, wenn es dunkel wurde. Und in der Nähe der Bescherungsstube durften sich keine Kinder aufhalten. Also fiel es nicht besonders auf, wenn meine Schwester und ich eine Zeitlang nicht zu sehen waren.

Wir tarnten uns mit unseren Kartoffelsäcken, ich bewaffnete mich mit einer Säge, meine Schwester sich mit einem Ginsterbesen, und dann verschwanden wir im Schützengraben. Am überwucherten Beobachtungsbunker ging es im schnellen Sprung über den sandigen Waldweg, wieder in den Schützengraben rein. Pause, beobachten, horchen. Alles ruhig, also weiter. Noch fünfzig Meter, dann stand er da, „unser“ Baum. Zwar nur ein Meter hoch, eine Kiefer, aber komischerweise gerade gewachsen, trotz Wind und Sturm, für uns der schönste Baum der Welt. Vorsichtig, langsam und vor allem leise sägte ich unsere Beschlagnahme ab, so tief als nur möglich, damit

man den Stumpf nicht sah. Noch zusätzlich Erde und Gras über den Wurzelstock, dann ging es zurück. Meine Schwester verwischte hinter uns mit ihrem Besen unsere Spuren. Irgendwann waren wir wieder zu Hause in unserer Baracke und übergaben stolz unser kostbares Gut.

Nun ja. Ein Lob gab es nicht unbedingt, dafür erzählte uns unser Vater etwas von „Du darfst nicht begehren anderer Leute Hab und Gut“. Hatten wir auch nicht. Wir hatten nur einen Christbaum organisiert, wir hatten kein schlechtes Gewissen.

Nun denn, er wurde geduldet, wurde geschmückt. Aber womit? Als Christbaumständer diente ein Eimer mit Sand. Das „Lametta“ bestand aus dünn geschnittenem Papier, das Engelshaar aus Wolle unserer Schafe. Tannenzapfen ersetzten die Christbaumkugeln. Eine einzige echte, weiße Christbaumkugel, die Mutter aus der Ostzone mitgebracht hatte, zierte die Spitze. Und schließlich wurde eine Kerze aus Wachs angebracht. Mehr Kerzen besaßen wir nicht.



Zum Abendessen gab es eine Mehl-Eier-Milch-Suppe, genannt Scyrka. Als Hauptspeise folgten Seeaal, den ich selbst gefangen, und Salzheringe (Sledz), die Mutter aus der Fischfabrik mitgebracht hatte. Dazu gebratene Kartoffeln aus dem Backofen. Als Nachtisch gab es Bratäpfel. Dann erklang ein kleines Glöcklein, auch noch aus der Ostzone. Bescherung!

Ich bekam zwei kleine Spielzeugautos, ein Karl-May-Buch, „Im Lande des Mahdi“, ich habe es heute noch, und ein Paar gelblich-braune Igelitschuhe. Igelit, ein Kunststoff aus dem Zweiten Weltkrieg, hat die Eigenschaft, nicht sehr elastisch zu sein, was dazu führt, dass der Schuh nicht mit dem Fuß eines Heranwachsenden mitwächst. Den „Erfolg“ sieht man heute noch an meinen Füßen.

Plötzlich draußen vor unserer Baracke ein Motorengeräusch. Es klopfte an der Tür. Auf das „Herein“ betrat der „Baumwachtposten“, der Förster, den Raum. Wasser lief an ihm herunter, er war mit dem Motorrad unterwegs. Das Herz rutschte uns in die Hose. Hatte er unsere Spuren und den fehlenden Baum doch bemerkt und kam nun zur Abrechnung? Gab es jetzt das Donnerwetter?

Er sah sich im Zimmer um, entdeckte „sein“ Bäumchen auf dem Tisch und lächelte. Dann holte er aus seinem Rucksack eine Wurst und ein Fläschchen mit Schnaps, beides Kostbarkeiten, legte sie unter den Baum, schulterte seinen Rucksack, wünschte uns ein frohes Weihnachtsfest und verließ den Raum. Eine Wasserlache blieb zurück.

Wir atmeten durch. Jetzt war es endgültig „unser“ Baum. Dann bekam jeder von uns eine Scheibe Wurst, und Vater probierte den Klaren. Und im Stall, nur durch die dünne Bretterwand der Baracke von unserem Wohnraum getrennt, rumorte unser Viehzeug. Ab und zu blökten die Schafe, grunzten die Schweine und glucksten die Hühner. Der heftige, stürmische Wind brauste um die Baracke, der Regen, vermischt mit dem Schnee, klatschte an die Fensterscheiben, und unser Holzofen bullerte.

Das war der Heilige Abend 1947 in Arensch an der Nordsee. ✱

Die Schuhe des Christkinds

Es war nach Ende des Zweiten Weltkriegs. Pforzheims Innenstadt lag noch in Schutt und Asche. Lediglich die Randbezirke waren von dem mörderischen Großangriff am 23. Februar 1945 verschont geblieben. Wir wohnten damals in einem solchen Bezirk und dankten jeden Tag einem gütigen Geschick, das uns den schrecklichen Krieg und den furchtbaren, sinnlosen Angriff der Alliierten auf unsere Heimatstadt hatte überleben lassen. Wir hausten zwar wie fast alle Menschen zu jener Zeit mit zwei oder drei Familien in einer Wohnung, hatten kaum etwas zu essen und nichts Gescheites mehr anzuziehen – besonders mit den Schuhen war das so ein Problem –, aber wir lebten, und das war die Hauptsache!

Ich war damals ein blutjunges Ding und musste mich mit einem Paar Herrenschuhe begnügen, die mir während des Frankreichfeldzuges einmal ein Verwandter geschickt hatte. Diese Schuhe trug ich nun Tag für Tag, auch noch als der Krieg längst beendet war, nur waren sie, die einstmals sehr schönen, inzwischen natürlich zerschlissen und geflickt. Aber ich besaß keine anderen.

Eines Tages, es war ungefähr zwei Wochen vor der zweiten Nachkriegsweihnacht und das Leben begann sich zögernd wieder etwas zu normalisieren, kam der Vater meiner Freundin zu mir. Er fragte mich, ob ich nicht am Heiligen Abend mit ihm zu ein paar Bekannten gehen wolle, um bei deren Kindern den Nikolaus und das Christkind zu spielen. Das war etwas Neues für mich und daher von besonderem Reiz. Nun aber stellte sich die entscheidende Frage: Was anziehen? Ein Nikolauskostüm war vorhanden, das hatten wir auf irgendeinem erhalten gebliebenen Speicher aufgestöbert, aber das Christkind war eine andere Sache. Schließlich erbettelte ich von meiner Mutter ein altes Leintuch, das schon etliche Flicker aufwies, und steckte es notdürftig zu einem „himmlischen Gewand“ zusammen. Den Schleier bastelte ich mir aus einigen dünnen Kinderwindeln, die ich von Nachbarn erhielt – damals

gab es noch keine Wegwerfwindeln –, und die Krone aus einem silbernen Einwickelpapier, das wir aus besseren Tagen noch fanden. Ein Glöckchen trieben wir auch auf. Äpfel und Nüsse – zu jener Zeit Kostbarkeiten – hatten die Eltern der Kinder, die wir beschenken sollten, besorgt.

So machten wir uns also am Heiligen Abend auf den Weg. Wir waren ein ganz passables „Heiliges Paar“, nur mit meinen ausgetretenen, zusammengeflackten Männerlatschen konnte ich keinen großen Staat machen, aber was sollte es, wer von den Kindern würde schon auf die Schuhe des Christkinds schauen! Mit dieser Annahme sollten wir uns jedoch gründlich verrechnen.

Am Vormittag hatte es geschneit, und nun war es bitter kalt. Wir froren ganz unhimmlisch. Der Schnee knirschte unter unseren Füßen, aber wir waren glücklich, ein wenig Freude in dieser trüben Zeit verbreiten zu können. Damals glaubten die Kinder noch an den Weihnachtsmann und an das Christkind.

Wir machten unsere Runde ohne besondere Vorkommnisse und waren nun auf dem Weg zur letzten Bescherung. Die Familie hatte zwei Buben im Alter von vier und fünf Jahren und ein siebenjähriges Mädchen. Mein Partner polterte die Treppe hinauf, und ich ließ mein Glöckchen ertönen. Die Eltern der Kinder standen schon schmunzelnd an der Wohnungstür und führten uns in das Bescherungszimmer. Der Nikolaus hielt den beiden Jungen die übliche Strafpredigt und schwenkte dabei seine Rute. Das Mädchen sagte brav sein Gedichtchen auf, und der Nikolaus verteilte die kargen Geschenke an die Kinder – für heutige Verhältnisse eine Zumutung. Auf einmal schaute mich der kleine vierjährige Knirps ringsherum forschend an, sagte aber nichts, ging hinaus und kam mit seinem Sparschweinchen wieder. Dieses drückte er seinem Vater in die Hand und sagte: „Babba, geb dem Christkingle des Geld vo meim Schweinle, des isch jo so e arms Christkingle, guck emol, was des fir kabuttiche Schuh ohatt, on sei Kleidle isch a ganz veflickt, on's hatt doch no so en weide Weg en de Himmel, gell? Gebsch em des Geld, dass sich's neie Schuhle kaafe kann.“

Wir waren alle sprachlos. Der Vater reichte mir stumm das Schweinchen, das ich natürlich nachher heimlich wieder zurückgab. Mir kamen vor Rüh-

rung die Tränen. Ich nahm den Kleinen in den Arm und küsste ihn innig. Als wir gingen, hörte ich das Kind ganz aufgeregt zu seinen Geschwistern sagen: „Mir hat’s Christkindle en Kuss uff jeden Backe gäwe!“ Für den kleinen Buben war das bestimmt das schönste Erlebnis seiner Kinderjahre – für mich übrigens auch! *

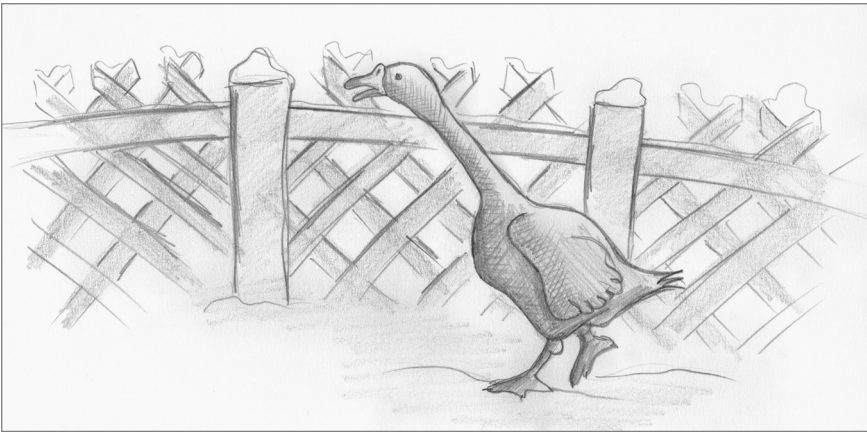


Ein zurückgewiesenes Geschenk

1945. Weihnachten stand vor der Tür. Wir mussten nun nicht mehr hungern. Ich hatte allein für meine Tochter und mich neun Zentner Kartoffeln zusammengestoppelt. Einen Heidenspaß hatten mein Vater und ich gehabt, als wir auf einem Feld einen unterirdischen Hamsterbau ausgraben durften. Über einen halben Zentner Erbsen förderten wir zu Tage. Zur Belohnung für die erschlagenen Hamster schenkte uns der Bauer zwei Stück Speck, die wir in der Räucherammer des Metzgers aufhängen ließen. Doch als wir unseren Schatz vor dem Weihnachtsfest abholen wollten, war in der Nacht vorher eingebrochen worden, und auch unsere Speckseiten waren verschwunden.

Ich wohnte mit meiner kleinen Tochter im Dorf Almrich, etwa drei Kilometer von Naumburg entfernt. Meine Tochter war nun schon fast anderthalb Jahre alt. Ich wünschte, Weihnachten wäre schon wieder vorbei, denn noch immer wusste ich nichts von meinem Mann. Als älteste von sechs Geschwistern backte ich zum Weihnachtsfest einen großen Blechkuchen für die ganze Familie: Hefeteig, doch anstatt Mandeln oder Nüssen gab es geschrotete Erbsen aus dem Hamsterbau mit Zuckersirup als Belag. Ich hatte im Herbst einen halben Zentner Hagebutten gepflückt und an der Sammelstelle abgegeben für Zuckersirup. Und wie der Kuchen schmeckte!

Weihnachten traf sich die ganze Familie im Elternhaus in Naumburg. Noch fehlten ein paar Tage bis zum 24. Dezember. Da flatterte uns buchstäblich ein Braten ins Haus: Eine wohlgenährte Gans watschelte durch unseren Garten. Meine beiden Brüder, Friedrich und Hartmut, 13 und 11 Jahre alt, auf den Spuren des großen Vogels. Sie lockten ihn mit den zärtlichsten Worten heran und griffen zu. Nur ein kurzes aufgeregtes Geschnatter. Friedrich hielt der Gans den Schnabel zu, und schon war das Federvieh in unserer Garage, die direkt unter der Küche lag, aber nie ein Auto gesehen hatte.



In den nächsten Tage wurde das Tier gut gefüttert, damit es sich möglichst ruhig verhielt. Unser Vater wollte von dem ganzen Geschäft nichts wissen; er hatte Angst, dass das Tier Russen aus der Nachbarschaft gehören könnte. Denn nachdem die Amerikaner Thüringen verlassen hatten, waren die nächsten Besitzer gekommen, die Russen. Doch die restliche Familie trug keinerlei Bedenken wegen dieser zugelaufenen Gans. „Die Gans wurde uns doch vom Herrgott geschickt!“ So bekam das Tier wenigstens noch einen Namen: Herrgottsgans! Doch wer sollte sie schlachten? Gerade stieß sie wieder einmal laute Protestschreie in ihrem Verlies aus. Das wurde gefährlich! Sollten die Russen in unserem Haus – wir hatten hier von Anfang an Einquartierung – dahinterkommen, wäre sie ohnehin für uns verloren.

„Du musst sie sofort schlachten!“ Die Stimme unserer Mutter war klar und bestimmt, als sie unserem Vater das schärfste Messer, das sie besaß, in die Hand drückte. O weh, mein armer Vater! „Wir helfen alle mit!“

Dann standen wir in der halbdunklen Garage. Einer hielt der Gans den Schnabel zu, das war schon mal Schwerstarbeit. Zwei andere packten sie bei den Flügeln und Beinen. Vater atmete tief durch, dann legte er das Messer zur Seite, ergriff das Beil und trennte mit einem Schlag den Kopf vom Hals. Wir atmeten erleichtert auf, denn nun konnte kein Geschnatter mehr unseren Herrgottsbraten verraten. Wir waren blutbespritzt, aber glücklich. Sofort begann das große Rupfen. Rasch wurden alle Spuren beseitigt. Noch am selben

Nachmittag kamen vier russische Soldaten und fragten, ob uns wohl eine Gans zugelaufen sei. Wir fühlten uns völlig unschuldig und schüttelten nur immer mit dem Kopf. Sie zogen weiter, und wir lachten uns eins ins Fäustchen.

Das Braten und Zubereiten war nicht ohne Gefahr. Unsere Mutter wählte dazu die Nacht und richtete unseren köstlichen Festtagsbraten auf einem ausgedienten Küchenherd in der Waschküche an. Nie vergesse ich unser Festmahl mit den übermütigen und glückliche Augen meiner Geschwister. Es war das erste Weihnachten ohne Krieg und Bombenangst, ohne „Christbäume“ am Himmel, die schrecklichen Zeichen für die folgende Bombardierung einer Stadt.

Die Russen in unserem Haus waren wieder einmal betrunken. Sie verlangten auf einmal, dass unsere Eltern und wir alle mittrinken sollten. Was nun? Die Jungen waren noch richtige Kinder, mein kleinster Bruder gerade vier Jahre alt! Mit viel Raffinesse schafften es meine Eltern, den hochprozentigen Schnaps, der nun auch für die Kinder eingegossen war, unter dem Tisch auf den Teppich zu schütten, bis mein pfiffiger Bruder Friedrich auf die glänzende Idee kam, den Schnaps unter dem Tisch in einem Gefäß zu sammeln, um ihn später wieder an die Russen verkaufen zu können ...

Sascha fragte meine Mutter: „Warum Tochter Ruth so viel weinen?“ Mein Vater versuchte ihm klarzumachen, dass ich immer noch nicht wusste, wo mein Mann geblieben war. Sascha verschwand und kam mit einem randvoll gepackten Geschenkekorb zurück: Wäsche, Kleiderstoff, eine Lederhandtasche, Lebensmittel. „Für Tochter Ruth!“ Er strahlte über das ganze Gesicht und richtete seine hellen Augen auf mich. Aber ich wies alles zurück: „Ich nehme von den Russen nichts!“ Meine Eltern beschworen mich: „Verärgere Sascha nicht! Er kann auch nichts dafür. Er ist nicht schlecht!“ Ich nahm also den Korb, sagte kurz danke und zog mich zurück. Den Inhalt überließ ich meiner Mutter. *

Heiliger Abend nach dem Krieg

Am Heiligen Abend weckte mich die Mutter schon früh am Morgen. „Steh gleich auf, du musst in die Stadt und Fleisch holen. Die Militärregierung hat bekanntgegeben, dass es Rossfleisch ohne Marken gibt. Du musst gleich gehen, sonst bekommst du keines mehr.“ Es war ein kalter, windiger Wintertag. Ich konnte nicht mit dem Fahrrad fahren, weil die Straße nach Biberach verweht war. So marschierte ich mit dem Rucksack los. Zunächst war es noch dunkel, es wurde aber rasch heller, so dass man etwas besser sah und auf der verwehten Straße schneller vorankam.

Vorbei an den Bombentrichtern in der Ulmertor-Straße erreichte ich den Metzgerladen. Dort stand schon eine längere Schlange Menschen. Ich stellte mich geduldig an und wartete in der Kälte, bis ich Schrittchen um Schrittchen endlich in den Laden gelangte. Dort war es zwar auch nicht viel wärmer, und der Boden war mit einer Schicht Schneematsch bedeckt, aber es gab mir das Gefühl, unter Dach zu sein, und wenigstens blies der Wind nicht mehr so scharf. Die Schaufenster waren von dem Bombenangriff her noch mit Sperrholz vernagelt, und nur eine kleine Scheibe ließ etwas Tageslicht in das Innere dringen. Der ganze Laden war voller Menschen. Langsam kam ich dem Ladentisch näher. Ich fror erbärmlich. Zum Glück gab es immer noch Fleisch. Endlich war ich an der Reihe. Der Metzger schnitt mir ein Stück dunkelrotes Rossfleisch ab, das schon roh geradezu zum Reinbeißen lockte. Ich freute mich auf den Braten. Dazu kaufte ich eine markenfreie Blutwurst: in einen „Papierdarm“ gefülltes Schweineblut mit ein paar Schwarten.

Nun sollte ich noch Weihnachtskerzen besorgen. Auf Marken gab es ein kleines Päckchen für jede Familie. Mit meinen Schätzen beladen trat ich stolz den Heimweg an.

Vom langen Stehen in der Kälte war ich ganz durchgefroren, da tat der Fußmarsch nach Hause geradezu wohl. Bald nachdem ich die Stadt verlassen



hatte, überholte mich ein Bauernknecht mit seinem Pferdeschlitten. Er lud mich ein, mich zu ihm zu setzen und mit ihm heimzufahren. Das war natürlich ein großartiges Angebot. Doch bald merkte ich, dass es auch seine Schattenseiten hatte. Es fror mich auf dem Schlitten ganz fürchterlich. Der Knecht schien das bemerkt zu haben, denn er bot mir eine Rossdecke an, die ich über die Beine breiten konnte. Dadurch wurde zwar der scharfe Ostwind abgehalten, aber an den Füßen fror es mich trotzdem noch.

Zu Hause hatte Vater bereits unsere Stumpenkrrippe aufgebaut. In der Stube roch es herrlich nach Moos und Reisig. Ich hatte allerdings zunächst andere Probleme, denn bis meine Füße aufgetaut waren, rollten noch einige bittere Tränen.

Nach dem Mittagessen gab es nochmals kalte Füße, denn ich musste zum Beichten. In der Kirche war es bitter kalt, und da noch mehrere Erwachsene an der Reihe waren, mussten wir Kinder warten. Es gab einige Stöße ans Schienbein, weil jeder sich vordrängen wollte, um möglichst schnell dranzu-

kommen. Aber die Großen waren unerbittlich, die Reihenfolge wurde peinlichst genau eingehalten. Ein wenig Abwechslung brachte die Mesmerin, die die Krippe und die Christbäume aufstellte; das gab in der trüben Stimmung schon ein wenig Weihnachtsglanz.

Nach dem Beichten schnitt mir Vater die Haare, ebenfalls kein Grund zur Weihnachtsfreude, denn die handbetriebene Haarschneidemaschine zupfte dauernd, so dass ich nicht still saß und manchmal sogar heulte. Vater gab sich alle Mühe, aber ganz schmerzfrei konnte er seine Behandlung nicht durchführen.

Endlich wurde der Christbaum mit den großen Silberkugeln geschmückt. Die Kerzen, die ich gebracht hatte, fanden Mutters ungeteilte Zustimmung nicht, denn bisher hatten wir immer weiße Kerzen gehabt, heuer gab es ein buntes Sortiment in allen Farben und in schlechter Qualität. Es blieb aber nichts anderes übrig, als diese Kerzen aufzustecken, wenn wir einen Christbaum mit Kerzen haben wollten. Die Krippenfiguren wurden auf kleinen Pappdeckeln an ihre Plätze im feuchten Moos gestellt. Letztes Jahr hatten alle von dem feuchten Moos weiche Beine bekommen, deshalb erhielten sie heuer eine Unterlage. Als Festmahl gab es Bratkartoffeln vermischt mit der markenfremen Blutwurst und als besonderen Leckerbissen die Innereien eines Hasen, der für den Weihnachtsbraten geschlachtet worden war.

Die Bescherung war einfach. Vater hatte mir einen Zigeunerwagen gebastelt. Von Onkel Georg war ein Buch gekommen – eigentlich ein Heftchen aus schlechtem Papier: „Alle Achtung, kleiner Bud!“. Nachkriegsware. Das Wichtigste hatte Mutter vergessen. Vater machte sie darauf aufmerksam und tappte immer mit den Füßen auf den Boden. Endlich begriff Mutter und brachte ein Paar nagelneue Lederschuhe mit Holzsohlen – die neueste Erfindung in dieser Zeit, wo es fast gar nichts mehr gab. Zur besseren Schonung des Holzes hatte Vater Stücke von Autoreifen auf die Sohlen genagelt. Bequem waren meine neuen Festtagsschuhe nicht und schön auch nicht, aber sie waren warm, und das war damals wichtiger.

Gemeinsam sangen wir die schönen, alten Weihnachtslieder und aßen dazu harte Haferflockenbrötchen, etwas anderes konnte Mutter nicht auf den

Tisch bringen, da es keine Zuteilung von Weißmehl gegeben hatte. Vater und Mutter tranken dazu einen Glühmost. Das war unsere Weihnachtsbescherung. Trotzdem waren wir alle glücklich, denn nach Jahren war es die erste Weihnacht, bei der man keinen Fliegeralarm fürchten musste, Vater war wohlbehalten aus dem Krieg zurückgekehrt, und man war damals noch mit bescheidenen Geschenken zufrieden und konnte sich an ihnen freuen. ❄



HANS R. WALDT

Das Weihnachtskaninchen

Ich wog noch 98 Pfund. Die Mutter wog – ich weiß nicht, wie wenig. Sie sah zum Erbarmen aus. Aber wir hatten unser Kaninchen im Stall, und zu Weihnachten sollte ich es schlachten.

Als ich am 23. Dezember zum Stall ging, hingen die Scharniere der Stalltür frei herum, die Tür war geborsten, und das Kaninchen war gestohlen! Ich ging schleppend ins Haus und berichtete den Verlust. Sie weinte still vor sich hin. Ich konnte das nicht ertragen und ging ziellos durch die Trümmer der Stadt. Ich weiß nicht, wie lange.

Hinter einem Mauerrest musste es brennen. Ein blauer Rauchfaden wehte im Wind. Aus einem Trümmerloch stieg ein Mann. Er trug eine Soldatenmütze auf dem Kopf und hielt einen Knüppel in der Hand. „Was willst du?“ fragte er drohend. Ich ging nicht näher heran, aber ich sagte: „Ich will nichts, aber ich konnte meine Alte nicht heulen sehen. Die haben unser Weihnachtskaninchen geklaut.“ Der Mann sah mich eine Weile an. Dann sagte er: „Komm her und nimm eins mit.“ Hinter dem Mauerrest standen drei Ställe, roh aus Persilkisten zusammengenagelt. In jedem Stall saß ein Kaninchen. „Aber hau schnell ab“, sagte der Mann, „ehe es mir noch Leid tut“, und er hob drohend den Knüppel.

Ich rannte mit dem Kaninchen nach Hause.

Als wir ein wenig davon aßen am ersten Weihnachtsfeiertag, fragte die Mutter: „Hast du es gestohlen?“ Ich antwortete: „Nein, einer hat es mir geschenkt. Er hatte drei.“ Darauf sie: „Ja, sowas soll es geben in der Welt.“ ❄

Weihnachten 1945

Meine Mutter und ich wohnten damals in Hannover in der so gut wie unbeschädigten Wohnung meiner Großeltern. Wir hatten ein Zimmer für uns. Küche, Bad und Toilette mussten wir mit zwei anderen Parteien – vier Personen – teilen. Ich war damals 17 Jahre alt und hatte das Glück, dass mir eine Beschäftigung auf dem ersten Weihnachtsmarkt nach dem Krieg angeboten wurde. Ich sollte dort Schwarzweißfotos vom unzerstörten Hannover verkaufen. Die Bilder gingen übrigens reißend weg. Die Ausstellung hieß „Der Bunte Baum“ und fand in einem Hochbunker statt. Ich erinnere mich an viele Aussteller, Lebensmittelhändler und vor allem Bäcker, die die damals so begehrten und seltenen Lebkuchen feilboten. Auch Blumenhändler waren dort, die Tannen zweigweise verkauften. Außerdem standen dort Privatleute, die Kleinigkeiten wie selbstgebastelten Weihnachtsschmuck, Kerzen und Handarbeiten zeigten.



Mein Glück bestand darin, dass ich am frühen Morgen, bevor der Markt eröffnet wurde, in aller Ruhe die Angebote besehen und auch kaufen konnte, ehe die Besucher kamen. Und so freute sich meine Mutter sehr, wenn ich abends mit allerhand Kostbarkeiten nach Hause kam, mit Dingen, die es sonst nicht im Handel gab. Meine Mutter tauschte dann einen Teil der mitgebrachten Sachen wieder gegen „Luxusgüter“ wie Tee, Zucker oder auch eine Zigarette ein.

Und so kam es, dass wir es uns Weihnachten gemütlich machen konnten. Ein alter „Volksempfänger“ unterhielt uns mit weihnachtlichen Klängen. Es gab keine Stromsperre, das ist wichtig zu wissen. Der Tee und die Kekse schmeckten wunderbar. Wir waren dankbar. Besonders dankbar waren wir, den Krieg heil überlebt zu haben. Ich erinnere mich, dass an diesem Heiligen Abend schöne klare Luft war und wir auf die Idee kamen, im Dunkeln – die Straßenlaternen brannten noch nicht – einen kleinen Spaziergang zu machen. Wir gingen durch die Straßen, die nur durch das Licht, das aus den Häusern schien, beleuchtet waren, und empfanden eine friedvolle Stille. Keine Flieger, kein Alarm.

So war der Heilige Abend für uns ein Fest geworden, an das ich immer wieder zurückdenken muss. ❄

Die frohe Botschaft

1945 waren die letzten Weihnachten, die wir in Graslitz/Sudetenland verbrachten. Ich war damals 15, mein Bruder Adolf 18 Jahre alt. Er war noch in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges als Soldat an der Ostfront eingesetzt worden. Unsere Familie fragte sich immer wieder, wo Adolf jetzt wohl sein mochte und was wohl aus ihm geworden war. Ob er noch lebte? Meine Eltern und ich wussten damals bereits, dass wir unsere geliebte Heimat bald für immer würden verlassen müssen. Transporte der bevorstehenden Vertreibung wurden bereits zusammengestellt.

Es war eine traurige Vorweihnachtszeit. Mit Wehmut dachten wir an die hohen Festtage, die ich sonst immer nur in bester Erinnerung hatte. So kam dieser triste Dezembertag. Es war wenige Tage vor dem Heiligen Abend. An unserer Tür klopfte es. Nachdem meine Mutter den Anklopfer hereingebeten hatte, trat eine kleine, uns unbekannte Frau in unsere Stube. Ich betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit und überlegte, ob ich sie wohl schon einmal gesehen hatte. Was sie bei uns wollte, das vermochte ich im Augenblick nicht zu erraten. Sie nannte unsere Anschrift und fragte, ob sie hier wohl richtig sei. Meine Mutter bejahte diese Frage. Daraufhin übergab ihr die Frau einen Brief.

Den noch immer verschlossenen Brief in ihren Händen haltend, schaute Mutter mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit und voller Spannung auf unsere unbekannt Besucherin, als sie plötzlich ganz laut rief: „Unser Adolf lebt, er lebt, er lebt!“ Sicher hat sie immer mit diesem Wunsch an ihren Sohn gedacht. Hier kam all ihr Sehnen und Hoffen zum Ausbruch. Da sagte die Frau: „Lesen sie doch erst einmal den Brief, sie wissen ja noch gar nicht, von wem er ist.“ Doch meine Mutter sagte abermals: „Er lebt, er lebt.“

Sie öffnete dann aufgeregt und mit zitternden Händen den Briefumschlag, worin uns tatsächlich mitgeteilt wurde, dass sich mein Bruder in Gorki, 600 Kilometer hinter Moskau, in russischer Kriegsgefangenschaft befinde. Er

sei gesund, und es gehe ihm den Umständen entsprechend. Diesen Brief hatte ein ehemaliger Soldat geschrieben, der mit meinem Bruder im selben Lager gewesen und aus gesundheitlichen Gründen in seinen Heimatort Brundöbra bei Klingenthal in Sachsen (damals sowjetische Zone) vorzeitig entlassen worden war. Der Brief hatte also erst über die sächsische Grenze geschmuggelt werden müssen.



Plötzlich kam uns diese kleine, zierliche Frau wie ein Engel vor. Meine Mutter stürzte auf sie zu, umarmte sie und fragte, was wir ihr denn schenken könnten. Ob sie Brot möchte, ob sie Kartoffeln oder sonst etwas brauche. Obzwar wir damals weiß Gott diese Lebensmittel nicht im Überfluss hatten, hätten wir trotzdem das Letzte gegeben. Aber die Frau wehrte ab und sagte mit leiser Stimme: „Ich freue mich, dass Sie eine gute Nachricht erhalten haben. Feiern Sie eine frohe Weihnacht!“

War es nicht wie ein Wunder, dass uns gerade um die Weihnachtszeit diese „Frohbotschaft“ überbracht wurde? Wir haben dann auch frohe Festtage gefeiert, trotz des Blick in eine ungewisse Zukunft, aber mit der Hoffnung im Herzen, dass unsere Eltern ihren Sohn und ich meinen Bruder eines Tages wieder gesund würden in die Arme schließen können.

Noch fünfmal mussten wir Weihnachten ohne ihn feiern, bis er dann endlich im Januar 1950 als Spätheimkehrer in unsere zweite Heimat nach Hessen zurückkehrte. ❄

„Weihnachten sind wir zu Hause!“

Am 6. Dezember 1945 rollte ein Güterzug in den Bahnhof Frankfurt/Oder. Seit dem 17. November war er unterwegs gewesen. Er kam aus Mittelrussland und hatte eine elende Fracht geladen: Nur schwerkranke und total abgemagerte Kriegsgefangene brachte er mit. Aus Lazaretten und Krankenlagern brachte er die, bei denen die Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit zu lange gedauert hätte und zu kostspielig für den Sowjetstaat geworden wäre. Also ab mit ihnen nach Deutschland. Deshalb kamen auch nicht alle in Frankfurt an, die eingestiegen waren; wie viele unterwegs verscharrt wurden, weiß niemand. Aus unserm Wagen waren es zwei.

Als die Türen geöffnet wurden und den Gefangenen bewusst wurde, dass sie wieder auf deutschem Boden standen, kam verhaltene Freude auf. „Jetzt haben wir’s geschafft. Weihnachten sind wir zu Hause!“ Was wir monatelang erträumt hatten, schien nun greifbar nahe. Wir hatten kaum ein Auge für die trostlose Umgebung, für die Trümmer um uns, für die Frauen in Lumpen, die Bahnsteige und Geleise von Unrat und Exkrementen säuberten und die auch nicht besser dran waren als wir. Nur ein Ziel stand vor uns: Weihnachten zu Hause!

Schnell in Fünferreihen aufstellen, in eine alte Kaserne marschieren, Erbsensuppe fassen – Welch eine langvermisste Köstlichkeit! –, dann einen Entlassungsschein empfangen, unlesbar, weil in russisch geschrieben, und dann ging es ab zum Bahnhof. Irgendein Zug wird doch wohl bald in Richtung Westen fahren! Wirklich, nach langem Warten rollte ein Zug ein, er sollte über Berlin nach Brandenburg fahren. Also gen Westen, nichts wie hinein! Aber das wollten Tausende. Keiner wusste, wann wieder einer fuhr. Mit viel Anstrengung und auch Glück gelangte ich in einen Wagen und ergatterte ein Plätzchen im Gang vor der Toilettentür, und endlich rollte der Zug.

Durch Berlin fuhren wir am Spätnachmittag, grauenvolle Bilder einer zerstörten Stadt zogen vorüber, die Reichshauptstadt ein einziges Trümmerfeld.

Ein Gedanke kam auf: „Gebt mir zehn Jahre Zeit, und ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen.“ Ja, er hat Recht gehabt, aber in welchem Sinne! In der Nacht kamen wir in Brandenburg an. Endstation.

Wo übernachten? Endlich ein Luftschutzbunker, wenn auch überfüllt und total versaut. Immerhin fanden mein Kamerad Fritz Gärtner aus Magdeburg und ich eine freie Ecke auf dem Zementboden. Am Morgen wieder in die Stadt, um vielleicht etwas Essbares zu ergattern. Kaum Erfolg, denn niemand hatte für sich selbst genug. Einmal gaben uns liebe Menschen ein paar Marmeladenbrote und warmen Malzkaffee. Welch ein Genuss! Züge fahren vorläufig keine in Richtung Westen. Also auf die Dörfer, da gibt es eher was zu essen; nach Hause schaffen wir es schon noch bis Weihnachten!

Auf einmal schwanden meine Kräfte. Ich lag am Straßenrand, und mein Kamerad Fritz stand dabei und war selbst viel zu schwach, um helfen zu können. Endlich ein Bauernwagen. Wir wurden mitgenommen nach Milow, Kreis Rathenow. Dort gab es ein Strohlager und etwas zu essen. Es ging wieder aufwärts. Um unser Glück vollkommen zu machen, kamen noch in der Nacht liebe Menschen und holten uns aus dem Stall in ihre Wohnungen. Fritz kam bei Flüchtlingen aus Oberschlesien unter, ich wurde von Flüchtlingen aus Aachen aufgenommen. Ich lag auf einer Couch in einem warmen Zimmer, bekam gut zu essen, wurde gewaschen und warm zugedeckt. Ich fühlte mich wie im Himmel.

Die guten Leute pflegten mich mit Liebe und redeten mir das Heimfahren aus, aber mein Entschluss stand fest, es musste einfach gehen. Sie brachten mich zum Bahnhof. Ein Zug fuhr von Milow nach Stendal. Von dort gingen manchmal Interzonenzüge nach dem Westen. Fritz fuhr in Richtung Magdeburg. Nach stundenlangem Warten lief endlich ein Zug ein, teils Personenwagen für alliierte Streitkräfte, teils Güterwagen. Wir stürmten die Güterwagen. Der Zug rollte endlich an, und uns wurde es bitter kalt im offenen Güterwagen, aber ich dachte an Weihnachten, da würde es zu Hause mollig warm sein. Spät in der Nacht Ankunft an der Zonengrenze. Russische Soldaten stürmten die Güterwagen und warfen alle mit Flüchen und Fußtritten hinaus.



Ich setzte mich etwas ab von der Menge, scheinbar um auszutreten, kletterte im Dunkeln unter dem Zug hindurch und schlich nach vorn zur Lokomotive. Lokführer und Heizer hoben mich auf die Lok, gaben mir zu essen, und ich konnte mich wärmen. Aber bleiben konnte ich dort nicht. Die Russen würden mit Sicherheit die Lok durchsuchen. Da versteckten sie mich in einem Loch auf dem Kohlentender und schraubten eine dicke Eisenplatte hinter mir zu. Ich lag krumm mit angezogenen Knien bei Ölkannen und Feuerholz und hörte, wie wenig später die Russen die Lok und den Tender absuchten. Sie fanden mich nicht.

Da wurde mir auf einmal eigenartig zumute. Ich fühlte mich wie auf einer Wolke schweben, spürte keinen Hunger mehr, keine Kälte, keine Schmerzen. Ist das der Tod? fragte ich mich.

Wie lange dieser Zustand anhielt, weiß ich nicht mehr, aber irgendwann war alles wieder irdisch normal. Es wurde sehr kalt in meinem Verlies, ich konnte mich kaum bewegen, aber ich wusste, inzwischen waren wir über die Grenze im Westen.

Der Zug hielt. Sie schraubten den Deckel ab, zogen mich an den Beinen aus meinem Loch. Es war ein kalter, heller Morgen in Braunschweig.

In der Nacht kam endlich ein Zug nach Dortmund, aber Tausende wollten nach Dortmund. Ich Federgewicht wurde hoffnungslos abgedrängt. Ich schlich den Zug entlang, rang flehend die Hände den Fenstern zu, und tatsächlich zogen mich zwei Landser durchs Fenster ins Abteil. Langsam rollte der Zug an. Hunderte, vielleicht Tausende blieben zurück, mussten auf die nächste Gelegenheit warten. Ich aber fuhr der Heimat entgegen. Nicht mehr weit bis „Weihnachten zu Hause“?

Aussteigen in Dortmund. Wann geht ein Zug Richtung Trier, Saarbrücken oder Frankfurt/Main, Mannheim, Kaiserslautern? Keiner wusste etwas. Dann wieder das bekannte Gefühl, mir wurde schwarz vor Augen, und ich sank auf den Bahnsteig. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer Holzbank, einige Leute kümmerten sich um mich: Wer bist du, wo kommst du her, wo willst du hin? Nach Saarbrücken? Unmöglich in deinem Zustand!

Was nun? Bald ist Weihnachten – und noch so viele Kilometer vor mir und viele Wartezeiten und häufiges Umsteigen und nichts zu essen und die Angst, immer wieder hinzufallen? Es ist doch noch sehr weit bis „Weihnachten zu Hause“, oder sogar zu weit? Vielleicht bleibe ich unterwegs irgendwo liegen?

So schön und so verlockend das Ziel auch war, ich musste es aufgeben. Dann erinnerte ich mich an meinen zukünftigen Schwager, der musste doch in der Nähe von Dortmund wohnen. Also fragte ich, wo Bredenbruch bei Iserlohn liege und wie man dorthin komme. Einer, der Bescheid wusste, brachte mich auf den Weg. Ich wurde von einem zum nächsten weitergereicht, und nach oftmaligem Umsteigen gelangte ich spät abends nach Bredenbruch zum Elternhaus meines Schwagers. Ich klopfte einmal, zweimal, dann ging vorsichtig die Haustür auf. Die Frau Schnadt betrachtete entsetzt das zerlumpfte Etwas, das vor ihr stand. Sie wollte schnell wieder die Tür schließen, da nannte ich meinen Namen, und sie schrie: „Greta, der Paul ist da!“ Meine Schwester war nämlich zufällig bei ihr auf Besuch. Sie warteten zusammen auf den Sohn und Bräutigam, der aber im Gegensatz zu mir nicht mehr aus Russland zurückkehren sollte.

Sie führten mich ins Haus. Alle Kleider, vielmehr Lumpen, musste ich ausziehen. Sie wurden gleich verbrannt. Ich wurde gebadet, gefüttert, der Arzt wurde gerufen; der wollte mich sofort ins Krankenhaus bringen, aber sie wollten mich doch wenigstens über Weihnachten im Haus behalten. Es war schon der 22. Dezember. Am nächsten Tag ging ein Telegramm nach Beckingen ins Elternhaus, dass der verloren geglaubte Sohn – sie hatten seit meinem Weggehen im Februar kein Lebenszeichen von mir erhalten – wieder in heimatlichen Gefilden gelandet sei.

Weihnachten daheim, wenn auch noch nicht zu Hause, wenigstens ein Teilerfolg, der allen Betroffenen viel Freude bereitere, besonders natürlich mir. Die Zeiten waren noch sehr düster und sehr arm, viele Wunden waren noch sehr frisch und schmerzhaft, viele Schicksale waren noch ungeklärt, viele heimatlos durch Zerstörung oder Vertreibung ... Aber die Heimkehr eines Vermissten brachte etwas Licht und Freude in die Weihnachtszeit 1945.

Weihnachten bin ich zu Hause! Es ging nicht ganz in Erfüllung, dennoch war es eine erste echte Friedensweihnacht. ✱

Späte Heimkehr

Weihnachten stand vor der Tür. Wie in jedem Jahr hatten sich die Bewohner des kleinen Dorfes im Pfarrsaal ihrer Gemeinde zu einer besinnlichen Weihnachtsfeier versammelt. Die Kaffeetafel war mit leckeren Sachen gedeckt, und die Menschen hatten ihre besten Kleider angezogen. Lehrer und Pastor hatten mit den Kindern Weihnachtslieder geübt, und sie gaben ihr Bestes, um die Anwesenden zu erfreuen. Der Lehrer begleitete sie auf dem Klavier. Die älteren Jungen und Mädchen sagten Gedichte vom Christkind auf.

Ein älterer Mann aus dem Dorf trat in die Mitte des Raumes, um eine Weihnachtsgeschichte zu erzählen:

„Es war am Heiligen Abend. Draußen war es bitter kalt, und die Luft klirrte vor Frost. Die Landschaft war von hohem Schnee bedeckt, am klaren Himmel tauchten die hell leuchtenden Sterne den Abend in ein seltsames Licht. Eine tiefe Stille lag über dem Land.

Durch den hohen Schnee stapfte ein einsamer Wanderer dem fernen Dorfe zu. Er trug einen verschlissenen Mantel, der schon seit langem seine ursprüngliche Farbe verloren hatte, aber an seinem Schnitt erkennen ließ, dass er einmal zu einer Uniform gehört hatte. Eine Strickmütze wärmte seinen Kopf, und seine Hände steckten in unförmigen Handschuhen. Ein Rucksack hing über seinen Schultern. Er hatte einen langen Weg hinter sich. Der längst zu Ende gegangene Krieg und die langen Jahre der Gefangenschaft im fremden Land hatten seine Haare grau gefärbt und seinen Körper gebeugt. Seine Schritte waren schleppend.

Als der einsame Mann die Lichter seines Heimatdorfes in der Ferne als helle Punkte am Horizont erkannte, blieb er stehen. Seine Brust wurde eng, und eine unbekannte Furcht kroch in ihm hoch. Wie würde alles sein?

Was erwartete ihn, wenn er endlich das Ziel seiner langen Reise erreicht hatte? Würde er seine Frau und seine Kinder, die so lange nichts von ihm gehört hatten, noch antreffen? Waren sie am Leben und gesund? Was war aus seinem Hof geworden, der so lange ohne männliche Hand gewesen war? Fand er noch alles vor, oder traten ihm in seinem Haus, das seit Generationen im Besitz seiner Familie war, plötzlich fremde Menschen entgegen, die mit dem unbekanntem Besucher nichts anzufangen wussten?

Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf, als das ferne Läuten kleiner Glöckchen, wie sie Schlittenpferde im Winter zu tragen pflegen, sein Grübeln unterbrach. Er wandte sich um und gewahrte einen Schlitten, der auf ihn zukam. Als dieser neben ihm hielt, forderte ein alter Mann ihn freundlich auf, einzusteigen und den Rest des Weges mit ihm zu fahren.

Während der Fahrt erzählte der unbekannte Fahrgast dem Alten einen Teil seiner Geschichte und berichtete ihm auch von seinen Ängsten. Der alte Mann lächelte fein und ließ den anderen erzählen. Auch er stammte aus dem Dorf und konnte sich noch gut daran erinnern, dass der junge Bauer bei Kriegsbeginn zum Militär eingezogen worden war und schon wenige Jahre später als verschollen galt. „Vermisst“ stand in dem amtlichen Schreiben, das im Dorf angekommen und seiner Familie vom Bürgermeister ausgehändigt worden war.

Als die beiden nächtlichen Schlitteninsassen das Dorf erreichten, stieg der fremde Fahrgast aus und bedankte sich herzlich für das Mitnehmen. Er wollte die letzten Schritte seiner Heimkehr allein und zu Fuß machen.

Und dann stand er vor dem Haus, in dem er seine Jugend verbracht, seine junge Frau heimgeführt und seine Kinder zur Welt kommen gesehen hatte. Und wieder kam die Furcht in ihm hoch. Doch es schien alles noch so, wie er es vor langer Zeit verlassen hatte: das Haus, die Scheune, der Stall und der hölzerne Gartenzaun, der in jedem Jahr neu gestrichen werden musste. Aus den Fenstern neben der Eingangstür fiel ein mildes Licht und beleuchtete den Weg zwischen Gartentür und Haus. Aus dem Schornstein quoll der Rauch des Kaminfeuers.



Er ging durch den Garten und öffnete die Haustür. In der Wohndiele hatten sich die Bewohner des Hauses um den runden Tisch versammelt. Ein großer Christbaum verbreitete sein Kerzenlicht, und eine adrett gekleidete Frau schenkte aus einer großen Kanne Kaffee ein. Der Duft des Weihnachtstollens erfüllte den Raum. Drei fast erwachsene Kinder unterhielten sich leise. Am flackernden Kamin saß ein alter Mann mit einer Katze auf dem Schoß.

Als der Ankömmling zögernd durch die Tür trat, fremdartig gekleidet und voller Schnee, waren alle Augen auf ihn gerichtet. Wer mochte er wohl sein?

Die Frau erkannte ihn als erste. Sie setzte die Kanne ab und ging langsam auf ihn zu, als könne sie noch nicht glauben, was sie doch mit ihren eigenen Augen sah. Dann lagen sich beide in den Armen. Beide hatten Tränen in den Augen und konnten ihr Glück nicht fassen. Langsam begriffen auch die Kinder, was geschehen war und dass der Vater heimgekehrt war, an den sie kaum noch eine Erinnerung hatten. Sie standen vom Tisch auf, um ihn zu begrüßen

und ihn willkommen zu heißen. Auch der alte Mann trat nun hinzu und umarmte seinen längst verloren geglaubten Sohn.

Es wurde eine lange Nacht, bis in dem Haus die Lichter ausgingen. Der Heimgekehrte musste von seinem Schicksal berichten, und seine Frau erzählte, wie sie mit Hilfe der Familie und der hilfreichen Nachbarn den Hof während seiner Abwesenheit bewältigt hatte. Den Kindern, die staunend zuhörten, tat sich in dieser Weihnachtsnacht eine neue, unbekannte Welt auf.“

*Der Mann in der Mitte des Raumes hatte seine Erzählung beendet und verhielt noch einen Moment schweigend, als dachte er noch einmal an das, was er erzählt hatte. Die Gemeinde hatte die ganze Zeit ergriffen zugehört und begriff dann langsam, dass hier ein Mann seine eigene Geschichte erzählt hatte. **

Röschen

Fast konnte ich es nicht glauben: Eine große Puppe mit blonden Locken und buntem Kleidchen stand bei meiner Mutter unter dem Weihnachtsbaum! Erwarten wir Kinder zur Bescherung? Auf meinen erstaunten Blick sagte meine Mutter: „Die ist für dich!“ Wie bitte? Sollte es meiner Mutter entgangen sein, dass ich 64 Jahre alt und aus dem „Puppenalter“ heraus bin? „Das ist Röschen“, sagte meine Mutter, mit Tränen in den Augen.

Ach Gott, das Röschen! Es war in den Hungerjahren nach dem Krieg. Mutter war mit uns drei Kindern alleine, Vater in russischer Kriegsgefangenschaft. Eine Bäckersfrau in unserer Nachbarschaft hatte mich angesprochen. Sie suche eine Puppe für ihr kleines Mädchen zu Weihnachten und ob ich wohl eine für sie habe. Zwei große Brote wolle sie mir dafür geben.

Ja, ich hatte eine Puppe, das Röschen, mit blonden Locken und buntem Kleidchen. Ich sagte meiner Mutter, dass ich Röschen weggeben wolle und schon zu groß sei, um noch mit Puppen zu spielen. Ich nahm meine geliebte Puppe und kam mit zwei großen Broten nach Hause.

In späteren Jahren sprach meine Mutter immer wieder davon, wie weh es ihr getan habe, als ich mit der Puppe loszog, und sie war sogar böse auf die Bäckersfrau, die einem Kind für zwei Brote die Puppe wegnahm. „Mutter“, sagte ich dann, „die Frau hat für ihr kleines Mädchen etwas zu Weihnachten haben wollen, da trat der Kummer einer Zwölfjährigen in den Hintergrund.“ Wohl nicht für meine Mutter. Sie kaufte mir jetzt eine neue Puppe.

Nun habe ich das Röschen wieder. Es sitzt in meinem Zimmer, mit blonden Locken und einem bunten Kleidchen. ✱





MARGRET HATTING

Die Botschaft der Weihnachtsnacht

Es war Weihnachten 1945. Der Zweite Weltkrieg war vorbei. Besatzungssoldaten beherrschten das Stadtbild. Wir Deutschen lebten recht und schlecht von den wenigen Lebensmittelmarken und einigen illegalen Tauschgeschäften. Das Weihnachtsfest war eigentlich noch kein Fest des Friedens. Zu nah waren noch die Kriegserlebnisse mit Bomben und Vertreibung. Zu viele trauerten noch um den Vater, Ehemann, Sohn, Bruder oder Freund.

Die Bescherung war bescheiden ausgefallen. Trotzdem war es ein besonderer Tag gewesen. Ein Tannenbaum stand auch im Zimmer. Einige wenige Kerzen zauberten doch ein bisschen Weihnachtsstimmung in unser Gemüt.

Wir waren dankbar und zufrieden, weil Vater heil und gesund aus dem Krieg heimgekehrt war und wir wieder alle beisammen waren.

Um Mitternacht zogen wir uns an, um in der nahe gelegenen Klosterkirche die Christmette zu besuchen. Diesmal gingen besonders viele Menschen zur Kirche, sei es aus Dankbarkeit, dass der Krieg zu Ende war, sei es, um für einen Angehörigen zu beten, der noch nicht aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war. Die kleine Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt, und auch in den Gängen standen dichtgedrängt die Gläubigen. Ich bekam noch einen Stehplatz im Mittelgang. Das liturgische Geschehen am Altar beeindruckte mich wie in jedem Jahr, und die Botschaft der Weihnachtsnacht, „Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind“, bekam in dieser ersten Weihnacht nach dem Krieg ihre besondere Bedeutung.

Die Krippe war aufgebaut, und viele Kerzen brannten. Die schönen, altbekannten Weihnachtslieder ertönten laut und inbrünstig zum Spiel der Orgel. Alles war besonders festlich.

Nach einiger Zeit wurde mir eigenartig flau. Die Luft war sehr schlecht in der kleinen Kirche. Die vielen Menschen und der Weihrauch hatten wohl nicht mehr viel Sauerstoff übrig gelassen. Ich merkte, wie mir schlecht wurde, und ich kämpfte mich durch die dichtgedrängten Menschen zum Ausgang. Wie froh war ich, als ich frische Luft einatmen konnte.

Auf dem Klostervorplatz stand eine Linde. Ich lehnte mich an ihren Stamm und sog die reine Nachtluft ein. Die Sterne der Christnacht blinkten klar und geheimnisvoll, und die Weihnachtsstimmung verließ mich nicht. Da stimmte in der Kirche die Orgel einen Choral an: „Herbei, o ihr Gläubigen“. Ich sang mit fester Stimme mit. Aber was war das? Ich sang nicht allein. Eine etwas brüchige Männerstimme begleitete mich. Ich lauschte beim Weitersingen und erkannte, dass der Text, den der Mann sang, englisch war. Das Lied gibt es in vielen Sprachen, und ich hatte es in der Schule in der Englischstunde einmal gelernt. So sang auch ich es auf Englisch weiter. Die Sprache Gottes ist ja international.

Ich ging um die Linde herum und sah einen jungen amerikanischen Besatzungssoldaten da stehen. Er sang mit etwas zitteriger Stimme, und Tränen liefen ihm über das Gesicht. Ich näherte mich ihm langsam und streckte ihm meine Hand hin. „Merry Christmas“, flüsterte ich. Auch ich konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Wir sangen gemeinsam das Lied zu Ende, jeder in seiner Muttersprache.

Danach sprachen wir noch miteinander. Ich kramte mein bestes Schulenglisch hervor, und er erzählte mir, dass er 19 Jahre alt sei und so schreckliches Heimweh habe. Seine Mutter und zwei Schwestern warteten in Amerika auf ihn. Und da erklang in der Weihnachtsnacht im fremden Land die altbekannte Melodie, die ihm die Heimat näherbrachte. Irgendwie war er getröstet, aber doch zu Tränen gerührt. Und ich, die wohl wie alle damals die Besatzungssoldaten nicht gerade ins Herz geschlossen hatte, hielt ihn bei der Hand und sang mit ihm ein Weihnachtslied.

Es war nicht mehr der ehemalige Feind, der vor mir stand. Es war ein Mensch mit den gleichen Gefühlen und Empfindungen wie ich sie hatte. Auch er brauchte den Frieden, um endlich heimkehren zu können zu den liebsten Menschen, die ihn bestimmt jetzt zum Fest auch schmerzlich vermissen.

Ich erkannte nach sechs langen Kriegsjahren, dass Frieden möglich war, wenn jeder bereit war, dem andern seine Hand zu reichen, wenn jeder die Botschaft der Heiligen Nacht befolgte: „Seid guten Willens!“ ❄

Alphabetisches Autorenverzeichnis

Anderka, Johanna	176	Haag, Alfred	86
Baltes, Paul	217	Haas, Gerta	214
Bamberg, Herbert	134	Hanß, Karl	124
Baumann, Helmut	161	Hartmann, Otto	222
Bay, Ingrid	188	Hatting, Margret	228
Becker, Arnold	158	Hauser, Franz	48
Biermann, Otto	121	Heintel, Hans	17
Birnbaum, Hilda	168	Hemmerich, Karl	36
Bläs, Hans	151	Hittenkofer, Monica	146
Bredtmann, Friedrich	166	Kirst, Heinz	106
Brinkmann, Kurt	101	Kiss, Hermann	62
Burde, Günter	80	Koch, Toni	32
Clausing, Rudolf	110	Kollenda, Maria-Theresia	191
Cramer, Prof. Dr. Detlev	92	Krohns, Hanna	180
Dettmann, Joachim	127	Lischke, Heinz	114
Eiser, Karlwerner	64	Meyer, Adolf	175
Erath, Josef	206	Meyer, Inge	155
Eynern, Friedrich von	51	Meyer, Lydia	141
Fangmeier, Prof. Dr. Jürgen	164	Möthe, Willy	138
Flatow, Hedi	131	Mück, Rudolf	172
Flatow, Sonja	226	Müller, Marieluise	212
Fortmaier sen., Alois	26	Müller, Rudolf	54
Frevert, Karl-Erich	39	Nikolay, Ruth	203
Gaffry, Ullrich	74	Öttl, Matthäus	96
Graul, Dr. Heinz	118	Pfälzer, Heinz	70
Grob, Gisela	200	Prox, Franz	196

Reddig, Rudi	83
Rüger, Johanna	186
Schaupp, Konrad	31
Schill, Ewald	40
Scholz, Joachim	44
Selzer, Dr. Wolfgang	58
Simson, Max Josef	82
Sonntag, Arno	24
Stück, Frieda	34
Sutor, Leonhard	148
Timons, Wilhelm	112
Waldt, Hans R.	210
Waßner, Fernando	28
Wetzel, Erna	183
Wollert, Joachim	12
Wunsch, Willi	22

Bücher für Freunde und Förderer



Band 1
Erzählen ist Erinnern

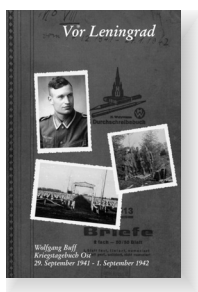
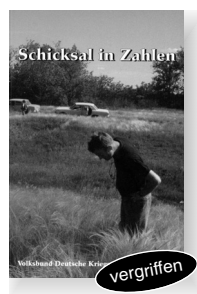
Kurzgeschichten aus
80 Jahren Volksbund

Kassel 1999
240 Seiten

Band 2
Schicksal in Zahlen

– vergriffen –
siehe Band 7

Kassel 2000
240 Seiten



Band 3
Vor Leningrad

Wolfgang Buff - Kriegstagebuch
Ost. 29. September 1941 -
1. September 1942

Kassel 2000/2005
120 Seiten

Band 4
Menschen wie wir ...
Teil I

Erinnerung an geliebte Menschen

Kassel 2000/2001
240 Seiten





Band 5
Menschen wie wir ...
Teil II

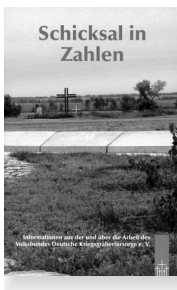
Erinnerung an geliebte
Menschen

Kassel 2001/2002
240 Seiten

Band 6
Weihnachtsgeschichten
aus schwerer Zeit

Erzählt von Freunden und
Förderern des Volksbundes

Kassel 2002/2003/2006
240 Seiten



Band 7
Schicksal in Zahlen

Informationen über die welt-
weite Arbeit des Volksbundes
und Verzeichnis der deutschen
Kriegsgräberstätten

Kassel 2004
240 Seiten

Band 8
Stille Nacht,
Heilige Nacht

Weihnachtsgeschichten
aus schwerer Zeit

Kassel 2004/2005
240 Seiten



Band 9
„Krieg ist nicht an einem Tag vorbei!“

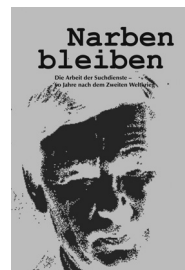
60 Jahre Kriegsende – Erlebnisberichte
von Mitgliedern, Freunden und
Förderern des Volksbundes

Kassel 2005
240 Seiten

Band 10
Narben bleiben

Die Arbeit der Suchdienste
– 60 Jahre nach dem
Zweiten Weltkrieg

Kassel 2005
240 Seiten



Autorenbuchreihe „Erzählen ist Erinnern“

Mit der Buchdrucktechnik „print-on-demand“ (Druck nach Bedarf) ist es heute möglich, kleine Buchauflagen schnell und preiswert herzustellen. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge bietet Ihnen in Zusammenarbeit mit GGP media on demand (GGPmod), einem Unternehmen der Bertelsmanngruppe, die Möglichkeit, in seiner Autorenreihe „Erzählen ist Erinnern“ Texte – Berichte, Tagebücher, Erzählungen und Gedichte – in kleinen Auflagen zu veröffentlichen und bekannt zu machen.

Haben Sie Interesse oder sogar schon einen Text vorliegen? Dann senden Sie diesen bitte an die Redaktion des Volksbundes. Wir stellen fest, ob Ihr geplantes Buch für die Aufnahme in die Volksbund-Buchreihe „Erzählen ist Erinnern“ geeignet ist. Ist dies der Fall, leitet der Volksbund Ihr Manuskript an GGPmod weiter. Sie erhalten von GGPmod ein Angebot über die Vorbereitung zum Druck und den Druck des Buches in der von Ihnen gewünschten Ausstattung und Auflage.

Für den Absatz ihrer Bücher sind die Autoren selbst zuständig! Der Volksbund vermittelt nur den Kontakt zur Druckerei. Er stellt aber für alle seine Förderer (Mitglieder und Spender) kostenlos die Titel aus der Reihe in der Mitgliederzeitschrift, anderen Publikationen und im Internet vor. Die Autoren kümmern sich selbst um die Bestellungen und deren Abwicklung. Sie legen auch selbst den Buchpreis (zuzüglich Versandkosten) fest. Die Autoren müssen deshalb damit einverstanden sein, dass ihre Adressen (oder von ihnen genannte andere Adressen) in den Publikationen und auf den Internetseiten des Volksbundes als Bestelladressen genannt werden. Ist das Buch ausschließlich für interne Zwecke (zum Beispiel ausschließlich für die Verteilung in der eigenen Familie) bestimmt, kann es nicht in die Volksbund-Buchreihe aufgenommen werden!

Alle Kosten übernehmen bei diesem Verfahren die Autoren. Der Volksbund als Organisation, die für ihre Arbeit selbst auf Beiträge und Spenden angewiesen ist, kann leider keinen finanziellen Zuschuss leisten.

Sollte es notwendig und/oder von Ihnen gewünscht sein, kann der Text sorgfältig lektoriert (inhaltlich bearbeitet) werden. Dies ist der Erfahrung nach empfehlenswert. Für Lektorat entstehen allerdings zusätzliche Kosten.

Für alle notwendig werdenden Leistungen bis hin zum Druck und zur Auslieferung Ihrer Bücher erhalten die Autoren eine Kostenaufstellung. Die Kosten für Druck und Versand richten sich – je nach Buchumfang und Auflage – nach einer festen Preistabelle. Die Kosten für weitere Leistungen, vor allem für die inhaltliche Bearbeitung (Lektorat), die Text- und Bilderfassung sowie den Satz werden nach Aufwand berechnet.

Wenn Sie schon über ein Manuskript verfügen oder eines schreiben möchten (es müssen allerdings nicht unbedingt eigene Texte sein) und wenn Sie Interesse an der Veröffentlichung in der Autorenbuchreihe „Erzählen ist Erinnern“ des Volksbundes haben, dann melden Sie sich bitte bei:

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.
– **Stichwort: Autorenbuchreihe** –
Werner-Hilpert-Straße 2, 34112 Kassel
Tel. 0561-7009-156, Fax 0561-7009-221
E-Mail: autoorenbuchreihe@volksbund.de

Hier erhalten Sie auch eine Liste der bisher erschienenen Bücher der Reihe.

Voraussetzungen für die Veröffentlichung in der Buchreihe

Ihr Text muss in Zusammenhang mit den Zielen und der Arbeit des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge zu bringen sein. Es könnten Erinnerungen (vor allem) aus der Kriegszeit sein, Kriegstagebücher, Gedanken oder Gedichte zu Krieg und Frieden, Erlebnisse im Rahmen der Arbeit für den Volksbund, mahnende und besinnliche Texte. Die erste Sichtung Ihres Manuskriptes durch den Volksbund wird ergeben, ob dies der Fall ist. Es lohnt sich aber immer, dies mit dem Volksbund vorab zu klären.

Beiträge, die nicht mit der Satzung des Volksbundes vereinbar sind, insbesondere kriegsverherrlichende Texte oder Texte mit politischen Absichten, können nicht in die Volksbund-Buchreihe „Erzählen ist Erinnern“ aufgenommen werden. Texte, die nicht aufgenommen werden, können die Autoren selbstverständlich in direkter Absprache mit der Druckerei veröffentlichen. Der Volksbund vermittelt gerne den Kontakt.

Bereits vorliegende (gedruckte) Bücher können grundsätzlich nicht nachträglich in die Reihe aufgenommen und wie diese vorgestellt werden.

Impressum

„Unter den Sternen / Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit“

Herausgegeben vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.
Werner-Hilpert-Straße 2
34112 Kassel

Tel.: 01805 - 7009 - 99 (0,12 Euro pro Minute)
Fax: 0561 - 7009 - 221
E-Mail: redaktion@volksbund.de
Internet: www.volksbund.de
Spendenkonto: 4300 603, Postbank Frankfurt, BLZ 500 100 60
Spendentelefon: 01805 - 7009 - 01 (0,12 Euro pro Minute)

Verantwortlich: Rainer Ruff, Generalsekretär
Redaktion: Dr. Martin Dodenhoeft, Dr. Henning Unverhau
Illustrationen: Jessika Strack
Gestaltung: René Strack

Druck: GGP Media, Pößneck
2006-100

Wir danken allen Freunden und Förderern des Volksbundes, die uns ihre eigenen „Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit“ zugesandt haben!

Gefördert durch:



**Stiftung
Gedenken
und
Frieden**

Lützowufer 1, 10785 Berlin
www.GedenkenundFrieden.de
info@GedenkenundFrieden.de
Tel.: 0800 - 7777 001
Fax: 0561 - 7009 221

Die Illustratorin



Jessika Strack

Die Illustratorin Jessika Strack ist 1978 in Homberg geboren und in Lohre aufgewachsen. Die Schule hat sie in Fritzlar besucht und machte dort 1997 ihr Abitur.

Danach hat sie eine Ausbildung zur Kommunikationsfachfrau gemacht und arbeitet seither in einer Werbeagentur in Kassel. In ihrer Freizeit zeichnet und liest sie sehr gern.

